

# Gewerkschaft

**Organ des Gesamt-Verbandes der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs**

Hauptschriftleitung: **E. Dittmer**  
 Berlin SO 36, Schlesische Str. 42  
 Fernsprecher: Amt Moritzplatz Nr. 11944

Berlin, den 20. September 1930

Erscheint wöchentlich am Sonnabend  
 Bezugspreis:  
 Monatlich durch die Post 50 Reichspfennig

## Der neue Reichstag

**D**er Wahlkampfstag des 14. September ist vorüber. Die Spannung der letzten Wochen ist gelöst. Sie war am Abend dieses Tages aufs höchste gestiegen. In den späten Abendstunden dieses Sonntags, der eine für die weitere politische Entwicklung in Deutschland so ungeheuer wichtige Entscheidung bringen sollte, bis in die frühen Morgenstunden des Montag hinein saßen Millionen vor dem Radio, standen vor den Leuchtschirmen auf den Plätzen der Großstädte, arbeiteten fieberhaft die Telegraphen und Telephone, surrten die Rotationsmaschinen. Und Zahlen um Zahlen aus den Zehntausenden der Wahllokale summierten sich zu Zahlenkolonnen. Aus den Abstimmungsbezirken, den Dörfern und Städten, aus den Wahlkreisen flossen die Resultate zusammen, bis endlich der erste Ueberblick für das gesamte Reich festgestellt war. \* \* \*

Fast 35 Millionen Deutsche haben an der Wahl teilgenommen, 4,2 Millionen mehr als bei der letzten Reichstagswahl. Das sind mehr als 80 Proz. der Wahlberechtigten. Eine Beteiligungsziffer, wie sie seit den Wahlen zur Nationalversammlung nicht erreicht wurde. Aber so erfreulich diese Tatsache, so erschreckend ist die Art, wie sie sich auswirkte.

Gewiß, wir haben gewußt, daß die radikalen Flügelparteien, die immer aus der wirtschaftlichen Not des Volkes ein politisches Geschäft machen, gestärkt in den neuen Reichstag einziehen würden. Wir haben wochenlang die Flut der Verheerung und Verleumdung, der Verdummung und der raffinierten Wahlmache sich über das Land ergießen sehen. Aber die Hoffnung, diese Flut würde an der politischen Reife und Einsicht, an dem Verantwortungsbewußtsein der Massen einen festen Damm finden, hat leider getrogen. Fast elf Millionen Stimmen sind allein für die Kommunisten und ihr Spiegelbild auf der Rechten, die National-„Sozialisten“, abgegeben worden. In dem von der fürchtbaren wirtschaftlichen Krise geschwächten Körper des Volkes hat der Nationalsozialismus wie ein verheerender Seuchenbazillus gewütet und die politische Fieberkurve steil in die Höhe getrieben. Die nationalsozialistischen Stimmen haben sich mehr als verzehnfacht. Mehr als hundert „Volksvertreter“ von der Sorte der Goebbels und Straßer werden in den Reichstag einziehen und ihr wüstes Geschrei mit dem der Chälmannen und Torgler mischen. Hinzu kommen rund vierzig Mandate, die Hugenberg aus dem Zusammenbruch seiner Partei gerettet hat und für Hitler zur Verfügung hält. Das sind die Mandate für weit mehr als ein Drittel aller Stimmen. Sie sind für die kommende so dringende Arbeit des Reichstags verloren, genau so verloren, wie die mehr als zwei Millionen Splitterstimmen, die es zu keinem Sitz gebracht haben.

Die Sozialdemokratie war in diesem Kampf völlig auf sich gestellt. Ihre Niedererschlagung war das Ziel aller Parteien von rechts bis links. Dieser Traum ist ausgeträumt. Die Sozialdemokratie steht unerschüttert. Sie ist mit mehr als

8½ Millionen Stimmen und über 140 Mandaten nach wie vor die stärkste aller Parteien. Doppelt stark als festgefügter Block gegenüber dem Triebband der Nazis, dem unfruchtbaren Oppositionshaufen der Kommunisten, vor allem gegenüber dem Trümmerfeld der bürgerlichen Parteien. \* \* \*

Denn die eigentlichen Besiegten dieses Wahlkampfes sind die bürgerlichen Parteien. Keine einzige von ihnen — abgesehen vom Zentrum, das immer eine Sonderstellung einnahm — ist ohne schwerste Verluste geblieben oder über den Rahmen einer Splitterpartei hinausgekommen. Die Partei Hugenbergs, bisher die zweitstärkste aller Parteien, ist halbiert. Hätte sie nicht noch den gesamten Propaganda- und Parteiapparat zur Verfügung gehabt, sie wäre ebenfalls zu einer Splitterpartei herabgesunken. Die neugebildete Konservative Volkspartei hat es noch nicht einmal dazu gebracht. Im Augenblick ist noch unbestimmt, ob sie überhaupt nur einen ihrer Führer ins Parlament hat bringen können. Des rebeligen Herrn Treviranus Parteikahn hat schmählich Schiffbruch gelitten. Es ist an der Zeit, daß er von der Bildfläche verschwindet. Wir können uns selbst in dieser ersten Situation eines ironischen Lächelns nicht erwehren, daß auch die Deutsche Volkspartei des Herrn Scholz — von dem ein Wighold sagte, er sei nur die übriggebliebene 0 von der 10 Stresemanns — einen Schlag bekommen hat, der ihr hoffentlich für immer die Lust zur Krisenmacherei nimmt. Herr Scholz mag sich in Zukunft der „Sammlung“ des Scherbenhaufens widmen, den heute allein durch eigene Schuld die bürgerlichen Parteien bilden. Und auch die Umfirmierung der Demokraten, die in der Jungdo-Staatspartei fröhlich Urständ zu feiern gedachten, ist zwecklos gewesen. Daneben ist der Interessentenhafen, den Herr Dietrich bannen wollte — Wirtschaftspartei und Agrarier aller Schattierungen — zurückgekehrt, zu neuen Taten bereit.

Die politische Bedeutung dieser Wahl liegt in drei Tatsachen: 1. Die Hoffnung der Regierung Brüning, ihre Minderheit möge sich in eine Mehrheit wandeln, ist vollkommen zerfallen. 2. Eine bürgerliche regierungsfähige Mehrheit, selbst mit Einschluß der Deutschnationalen, wäre ohne Mithilfe der Nationalsozialisten unmöglich. 3. Ein Regieren ohne oder gegen die Sozialdemokratie ist nach dem 14. September noch weniger möglich als vorher. Die Sozialdemokratie und die hinter ihr stehende gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft ist sich der Verantwortung für die weitere Entwicklung voll und ganz bewußt. \* \* \*

Es gilt jetzt, die Millionen von Volksgenossen, die — enttäuscht vom kapitalistischen System — den „auchsozialistischen“ Kommunisten und Nationalsozialisten ihre Stimme gaben, durch intensive Aufklärungsarbeit zu gewinnen. Für einen Sozialismus, der sich nur durch verantwortungsbewußte, zielklare und sachliche Arbeit, niemals aber durch die Katastrophenpolitik der Gewalt erreichen und gestalten läßt.

# Lohnhöhe, Handelsbilanz und Volkseinkommen

Der Kampf der Unternehmer um die Herabsetzung der Löhne und Gehälter der Arbeiter, Angestellten und Beamten hat durch die Wahlbewegung eine gewisse Abschwächung erfahren. Schon aus wahltaktischen Gründen mußten sie in Rücksicht auf die Wahlnot der bürgerlichen Parteien etwas zurückhalten, wenn nicht deren Wahlausichten noch weiter verschlechtert werden sollten. Aufgehoben ist bei den Unternehmern jedoch nicht aufgehoben, und so werden denn ihre durch die Brüning-Regierung unterstützten Bestrebungen auf Verschlechterung der Lebenshaltung der arbeitenden Volksschichten sehr bald und in verstärktem Maße wieder aufgenommen werden.

Nach Auffassung der Unternehmer sind die Löhne der deutschen Arbeiter zu hoch. So hoch, daß sie nicht nur die Entwicklung der Wirtschaft im Innern hindern, sondern auch insofern nach außen nachteilig wirken, als sie die Ausfuhr einschränken. Beide Behauptungen werden von den Gewerkschaften entschieden bestritten. Zu ihrer Widerlegung haben die Unternehmer ein umfangreiches Material beigebracht, das sich jedoch durchweg für diesen Zweck wenig geeignet erwies und einer ernstlichen Untersuchung nicht standhielt. Mit besonderem Nachdruck wurde von ihnen auf die rückläufige Bewegung der deutschen Handelsbilanz in den letzten Jahren hingewiesen, die den Beweis der von ihnen aufgestellten Behauptungen erbringen sollte. Tatsächlich war die deutsche Handelsbilanz sehr lange passiv, d. h. die Ausfuhr wurde von der Einfuhr erheblich überstiegen. Das stand mit der über die Bedeutung der Handelsbilanz in weiten, selbst volkswirtschaftlichen Kreisen verbreiteten Anschauung in starkem Widerspruch. War man doch lange gewöhnt, nach ihrem Stande den Wohlstand eines Volkes und seiner Wirtschaft zu beurteilen. Die Aktivität der Handelsbilanz galt als günstiges, ihre Passivität als ungünstiges Zeichen. Da nun die deutsche Handelsbilanz ständig eine in die Milliarden gehende Passivität aufwies, mußte es also um die deutsche Wirtschaft besonders schlecht stehen. Daher auch das Gerüde, daß das deutsche Volk mit seinem hohen Lohnaufwand weit über das ihm zur Verfügung stehende Einkommen lebe, eine Auffassung, die noch vor kurzem der Zentrumsmminister Stegerwald in einer seiner Wahlreden zum Ausdruck brachte.

Im Gegensatz zu dieser Behauptung stand nun freilich, daß trotz Wirtschaftsdepression, Rationalisierung, zunehmender Arbeitslosigkeit und angeblichem Kapitalmangel, der nach Ansicht der Unternehmer ebenfalls eine Folge der zu hohen Löhne sein sollte, die deutsche Wirtschaft alle Anzeichen einer Wiederaufschwung und Aufwärtsbewegung erkennen ließ. Man stand anscheinend vor einem Rätsel, das sich jedoch sehr bald aufklärte. Die Lösung war, daß man bei der Beurteilung der deutschen Handelsbilanz nicht die Mengen des nach Deutschland in Form von Waren hereinströmenden Auslandskapitals in Rechnung stellt hatte, wodurch notwendigerweise ihre Passivität herbeigeführt werden mußte. Es war also ein völlig falsches Bild, das sich aus den Zahlen der Handelsbilanz infolge ihrer zu oberflächlichen Beurteilung ergab. Inzwischen hat sich eine gewisse Sättigung des deutschen Kapitalmarktes herausgestellt. Es kommt zwar noch Auslandskapital herein, aber doch in wesentlich geringerem Umfange, und siehe da — die Situation ist eine ganz andere!

Nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamts war die deutsche Handelsbilanz vom 2. Vierteljahr 1929 an ständig aktiv. Der Ausfuhrüberschuß betrug in dieser Zeitspanne zunächst nur 11,5 Millionen, steigerte sich aber im 3. Vierteljahr auf 148,7 und im 4. Vierteljahr sogar auf 236,4 Millionen Reichsmark. Das gleiche wiederholte sich im laufenden Wirtschaftsjahr 1930. Das 1. Vierteljahr wies einen Ausfuhrüberschuß von 72,4, das 2. Vierteljahr sogar einen solchen von 451,7 Millionen auf. Da bis jetzt Anzeichen für eine Änderung dieser Verhältnisse nicht vorliegen, kann angenommen werden, daß auch in der zweiten Jahreshälfte ein namhafter Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr zu erwarten ist. Ja noch mehr! Zum ersten Male in der Geschichte unserer Wirtschaftsentwicklung hat die deutsche Ausfuhr im Juli d. J. die englische überschritten, ein Ereignis, das sowohl bei der englischen Regierung wie Presse starke Beachtung fand und zu einer lebhaften Erörterung seiner Ursachen Veranlassung gab. Bezeichnend genug trat dabei auch die Ansicht hervor, daß ganz im Gegensatz zu den Behauptungen der deutschen Unternehmer, dieser Umstand nicht zuletzt in den zu niedrigen Löhnen der deutschen Arbeiter begründet ist.

So urteilt man nicht nur in England. In anderen Ländern herrscht — veranlaßt durch die Zoll- und Wirtschaftspolitik der Regierung Brüning-Schiele — eine durchaus ähnliche Auffassung.

Hieraus erklärt sich auch die Zunahme der Stimmen, die fordern, daß der Dumpingpolitik der deutschen Industriellen und Großagrarien mit entsprechenden Zollmaßnahmen sowie mit dem Boykott deutscher Waren entgegengetreten werden müsse. Wie gefährlich diese Stimmung für die Weiterentwicklung der deutschen Wirtschaft und des Exports ist, zeigen deutlich die Vorgänge in Polen, Finnland und Holland. Es fehlte nicht viel, um einen Wirtschaftskampf entstehen zu lassen, der für das deutsche Wirtschaftsleben die verhängnisvollsten Wirkungen gehabt hätte. Daß es sich hierbei nicht um grundlose Befürchtungen handelte, zeigt die Stellungnahme der deutschen Industrie, die sich zu ernststen Warnungen gegen die Ueberspannung dieser Zoll- und Wirtschaftspolitik genötigt sah.

Die von den für die deutsche Ausfuhr hauptsächlich in Betracht kommenden Ländern erhobenen Vorwürfe über einen industriellen deutschen Dumping erscheinen nicht unberechtigt, wenn man die Reallöhne der dortigen Arbeiter mit denen in Deutschland vergleicht. Solche Vergleiche verursachen erfahrungsgemäß gewisse Schwierigkeiten, weil dabei die verschiedenen Lebensverhältnisse in den einzelnen Ländern zu berücksichtigen sind. Das Internationale Arbeitsamt hat jedoch diese Verhältnisse in eingehender Untersuchung klargestellt, wobei es zu folgendem Ergebnis gelangt: Setzt man die Löhne der englischen Arbeiter in den größeren Städten gleich 100, so stellen sich im Vergleich dazu die der Arbeiter in den Vereinigten Staaten auf 197, in Schweden auf 115, in Dänemark auf 112, in den Niederlanden auf 89, in Deutschland auf 77 und in Frankreich auf 59. Deutschland kommt also in dieser Reihenfolge der für die angeführten Länder in Frage kommenden Reallöhne erst an sechster Stelle, obwohl die Produktionsfähigkeit seiner Industrie keinem derselben nachsteht. Das beweist, daß die deutschen Unternehmer nicht berechtigt sind, von zu hohen Löhnen der Arbeiter zu reden, sie sich vielmehr durchaus in der Lage befinden, diese zu erhöhen, wenn sie dazu den guten Willen hätten. Das trifft besonders für die Großindustrie zu, weshalb für sie keine Notwendigkeit zu der von ihr geforderten und angestrebten Herabsetzung der deutschen Löhne und Gehälter besteht.

Statt dessen wird zur Erreichung dieses Zweckes der Stand der deutschen Wirtschaft nach wie vor in den schwärzesten Farben geschildert, was in hohem Maße dazu beiträgt, das deutsche Wirtschaftsleben zu benachteiligen und seine Lebens- und Widerstandsfähigkeit in Zweifel zu setzen. Liegen nun die Verhältnisse bei der deutschen Wirtschaft wirklich so schlecht? Die Darstellung der Entwicklung der deutschen Handelsbilanz hat bereits das Gegenteil gezeigt. In gleicher Weise läßt die Entwicklung des deutschen Volkseinkommens erkennen, daß sich aller Schwarzmalerei ungeachtet die deutsche Wirtschaft seit der Stabilisierung der Währung in fortgesetzt aufsteigender Richtung bewegt. Nach den hierfür vorliegenden Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung betrug nämlich das deutsche Volkseinkommen in Millionen Mark:

1913	1925	1926	1927	1928	1929
40,0	54,3	56,2	62,8	68,0	70,0

Diese Schätzung wird sogar für die Nachkriegsjahre von anderer Seite als beträchtlich zu niedrig bezeichnet. Kommt doch der bekannte Volkswirtschaftler Woytinsky auf Grund eingehender und sorgfältiger Berechnungen dazu, für 1928 ein Volkseinkommen von 90 bis 93,4 Milliarden anzunehmen, was eine wesentliche Erhöhung der obengenannten Zahlen erfordern würde. Der deutschen Wirtschaft geht es also keineswegs so schlecht, wie die Industriellen es darzustellen versuchen.

Dor allem haben die großkapitalistischen Unternehmer nicht unter der wirtschaftlichen Depression zu leiden. Das geht daraus hervor, daß nach den zweifellos zu niedrigen Ziffern des Instituts für Konjunkturforschung sich das dazu im Gegensatz richtig erfaßte Arbeitseinkommen in der Zeit von 1925 bis 1929 nur um 26 Prozent, das Einkommen aus Kapitalvermögen dagegen um 142 Prozent erhöhte. Dabei sind die in das Ausland verschobenen 8 bis 10 Milliarden noch nicht einmal eingerechnet. Sie würden den auf das Kapitaleinkommen entfallenden Teil noch ganz beträchtlich ansteigen lassen, ganz abgesehen davon, daß das Kapitaleinkommen genügend Schlechwege findet, sich noch auf andere Weise seiner Erfassung zu entziehen. Die Klagen der Unternehmer über die durch zu hohe Löhne an ihrem Aufstieg gehemmte deutsche Wirtschaft erweisen sich hiernach in jeder Hinsicht als größtenteils Irreführung der öffentlichen Meinung. Nach dem bei ihnen üblichen Moralcodez heiligt aber auch in diesem Falle der Zweck die angewendeten Mittel!

## Sozialversicherung und Wirtschaft

Die Diktaturnotverordnung Brüning-Hindenburg gibt das Signal zum Frontalangriff auf die erworbenen Rechte der deutschen Sozialversicherten. Sie sollen die Kosten der deutschen Wirtschaftsdpression tragen. Die Leistungen aus der Sozialversicherung sollen zugunsten der Unternehmerschaft in ihrer Wirksamkeit auf das unerträglichste geschmälert werden. Fürwahr, der Augenblick ist günstig gewählt! Die Not ist aufs höchste gestiegen. Man hat das Parlament ausgeschaltet, um die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung auf 4% Proz. zu erhöhen, um die Zuschüsse des Reiches auf höchstens 50 Proz. zu beschränken, falls die Arbeitslosenziffer sich weiter erhöhen würde. Die fehlenden 50 Proz. sollen durch Beitragserhöhungen oder durch weiteren Leistungsabbau aufgebracht werden. Um den Unternehmern die erhöhten Beitragsätze schmackhaft zu machen, hat man ihnen gleichzeitig versprochen, die Beitragszahlungen zur Krankenkasse zu ermäßigen. Die im harten Arbeitsprozeß erkrankten Menschen müssen dafür die Zehne bezahlen. Die Auszahlungskosten für die Invaliden- und Unfallversicherungsrenten, die bisher vom Reiche getragen wurden, müssen in Zukunft von den Versicherungen selbst getragen werden. Die unglücklichen Opfer des Krieges, deren Zahl von Jahr zu Jahr gestiegen ist, weil sich einzelne Kriegsschäden erst allmählich geltend machen, dürfen sich laut Notverordnung nicht mehr vermehren. Der Anfang zum Abbau der in jahrzehntelangem mühsamem Kampfe der Arbeiterschaft aufgebauten Sozialversicherung ist also gemacht, das Ende der öffentlichen „Sparjamkeit“ ist dagegen noch nicht abzusehen.

Die Sozialreaktion ist auf dem Marsche! In diesen entscheidenden Augenblicken muß sich darum die gesamte Arbeiterschaft wie ein Mann erheben, um die Errungenschaften der Sozialpolitik mit allen gewerkschaftlichen Mitteln zu verteidigen; denn der Interessentenhaufen des Großkapitals hat auf seine Fahne als Inschrift das Wort geschrieben, das der Professor Beckerath auf der Rheinischen Industriellentagung aussprach: „Wir sind gegen die überspannte Ausbildung des demokratischen Versorgungsstaates!“ Wahrscheinlich, offener, rücksichtsloser ist das Ziel des Großkapitals noch nie aufgedeckt worden. Eigenartigerweise hat auch der gegenwärtige Reichsarbeitsminister Stegerwald, der Führer der christlichen Gewerkschaften, in dasselbe Horn geblasen mit seiner durch nichts bewiesenen Behauptung, daß etwa ein Fünftel der gesamten deutschen Bevölkerung von Rentenunterstützungen lebe. Selbst wenn er recht hätte, ließe sich daraus noch kein Abbau der Sozialversicherung rechtfertigen, sondern es müßte vielmehr daraus die Lehre gezogen werden, daß die soziale Not in Deutschland ein Höchstmaß erreicht hat, und daß es Pflicht der Gesamtheit ist, für die im Wirtschaftskampf dauernd benachteiligten Schichten der Besitzlosen einzutreten. Leider tritt aber überall das Bestreben weiterer Wirtschaftskrise zutage, die Schuld an der Wirtschaftskrise und der verminderten deutschen Exportfähigkeit auf die „hohen“ Soziallasten zu schieben. In jedem Jahresbericht der Aktiengesellschaften tritt die ständig wiederkehrende Klage auf, daß die überspannten Steuern und die drückenden Soziallasten keine genügende Rentabilität des Kapitals erzielen ließen. Man nennt dabei Steuern und soziale Abgaben in einem Atem. Dadurch wird bei unbeteiligten Kreisen der Eindruck erweckt, daß die letzteren auch eine Form der Besteuerung darstellen. Nichts ist aber unrichtiger als dies, denn der Arbeitgeberanteil der Sozialversicherung ist ja nur ein Teil des zurückgehaltenen Lohnes oder Gehaltes des Arbeitnehmers. Dieser Anteil wird über Lohn- und Gehaltskonto abgebucht und bei der Kalkulation als Unkostenfaktor berücksichtigt. Im allgemeinen machen die Sozialunkosten nur etwa 6 Proz. der gesamten Unkosten aus. Sie sind also verhältnismäßig gering. Wenn sie der Unternehmer abschüttelein würde, so müßte er sicher ein Vielfaches davon in Form von erhöhten Löhnen und Gehältern zahlen.

Das sehen wir in den Ländern, die noch keine Sozialversicherung haben. Das beweist vor allen Dingen das Beispiel Amerikas. Hier erreichen die Löhne die drei- bis vierfache Höhe der deutschen. Die Sozialbeiträge bedeuten also vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus eine bedeutende Verbilligung der Produktionskosten. Ohne die Sozialversicherung müßte die deutsche Arbeitnehmerschaft erheblich höhere Löhne fordern. Nur eine Versicherung, nämlich die Unfallversicherung, wird bei den Angriffen des Unternehmertums nicht in den Kampf

hineingezogen. Die Umlagen dazu, die der Unternehmer allein zu tragen hat, entlasten nämlich den Einzelbetrieb und vertellen das Unfallrisiko auf die gesamten gleichartigen Betriebe. Hier erkennt also die Privatwirtschaft ihren Vorteil ohne weiteres an.

Die angeblichen „Belastungen der Wirtschaft“ durch die soziale Fürsorge werden von Unternehmenseite immer als „vermehrter Preis für die Arbeitskraft“ hingestellt. Daraus wurde die Forderung abgeleitet, menschliche Arbeitskräfte durch Maschinen zu ersetzen, um Produktionskosten zu sparen. Das ist in weitgehendem Maße durch die sogenannte Rationalisierung geschehen. Dabei haben aber die Unternehmer übersehen, daß die übersteigerte Mechanisierung der Betriebe, d. h. die Anschaffung immer neuer Maschinen und Anlagen, zwecks Ersparung von Arbeitskräften, den Anteil der festen Kosten im Produktionsprozeß gewaltig erhöht. Dieser Kostenanteil muß in dem Maße wachsen, in dem sich der Absatz der Waren vermindert. Denn die überhöhten Anlagen verdienen in der Wirtschaftskrise weder Abschreibungen noch Zinsen und entwerten durch Stilllegungen. Wirkliche Unternehmerrgewinne können ja nur dadurch erzielt werden, daß der Betrieb voll ausgenutzt wird. Durch Teilbeschäftigung müssen also Verluste entstehen, die sich in Krisenzeiten, wenn die Anlagen nur zur Hälfte oder gar noch weniger ausgenutzt sind, stark erhöhen. Die Sozialversicherung wirkt konjunkturmildernd, indem sie die Massenkonsumkraft gleichmäßiger verteilt. Solange nämlich der Arbeiter gesund ist und in Lohn und Brot steht, spart sie ihm einen Teil seines Lohnes, d. h. seiner Kaufkraft, zwangsweise ein. Sobald er nun seinen Arbeitsplatz verliert oder krank und leistungsunfähig wird, gibt sie ihm die aufgesparten Gelder wieder heraus und setzt ihn so in die Lage, Verbrauchsgüter weiter zu kaufen. Die krisenmildernde Wirkung wird um so stärker sein, je höher die Sozialleistungen sind.

In den Zeiten wirtschaftlicher Not trägt sie auch zum Ausgleich der sozialen Spannungen bei und verhindert einen gewaltsamen Austrag der Gegensätze von Kapital und Arbeit. Sie stärkt also auch den sozialen Frieden und erhält dadurch ungeheure wirtschaftliche Werte. Ferner ermöglicht sie auch die Aufrechterhaltung der Tarifverträge, indem sie den Lohndruck der industriellen Reservearmee bis zu einem gewissen Grade einschränkt. Hätten wir die Arbeitslosenversicherung nicht, würden die drei Millionen Arbeitslosen einen derartigen Lohndruck heraufbeschwören, daß das Existenzminimum der gesamten Arbeiterschaft noch tiefer herabsinken würde. Die Folgen müßten sich auch dann staatspolitisch in einer weit schnelleren Abnahme der Bevölkerung auswirken, als es bisher schon geschieht. Deutschland ist pro Ehe mit einer Kinderzahl von 1,93 kinderärmer als Frankreich. Wenn die Geburtenhäufigkeit weiter fällt, hört in ungefähr 5 Jahren die deutsche Bevölkerung auf zu wachsen. Die Abnehmerschaft für die Waren aus einem in seiner Leistungsfähigkeit weit überspannten Produktionsapparat würde sich also ständig verringern. Deshalb müßte die Unternehmerschaft eigentlich dankbar anerkennen, daß hier Wochenhilfe und Säuglingschutz der Krankenversicherung und helfend eingreifen; denn unter ihrem Schutze werden ja drei Viertel aller deutschen Kinder geboren. Der Geldaufwand bei und nach der Geburt erhält zu einem Teil die Arbeitsfähigkeit der Mütter. Die Krankenversicherung ist ferner dazu berufen, die Schäden an Körper und Geist, die sich aus dem wahnsinnigen Arbeitstempo des Maschinenzeitalters ergeben, zu mildern. Sie dient also im hohen Maße der Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft. Ihr Abbau muß schlimmste wirtschaftliche Folgen zeitigen, die sich in vermindelter Leistungsfähigkeit ausdrücken.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sozialversicherung auch den Wohlfahrtsetat der Kommunen entlastet. Hätten wir die Arbeitslosen- und Krisenunterstützung nicht, müßte dafür die Wohlfahrtspflege noch mehr einspringen. Die Beiträge dafür gingen zu Lasten der Gesamtheit in Form von viel höheren Steuern, als wir sie heute schon zahlen. Bei Empfang der Wohlfahrtsunterstützungen bliebe der Arbeiterschaft immer der erniedrigende Gedanke, Almosenempfänger zu sein. Der Sozialaufwand hätte aber seinen Zweck verfehlt, wenn er nicht gleichzeitig auch vorbeugend wirken würde. Es besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß die Sozialleistungen mit dazu berufen sind, die asozialen Elemente, die durch die Wirt-

schaftsnot auf die Bahn des Verbrechens gelangen könnten, vorher aufzufangen und in geordneten Lebensbedingungen zu halten. Sie bilden also einen wirksamen Lebens- und Eigentumschutz. Wenn die Sozialversicherung aber bekämpft wird, weil sich einzelne Mißstände gezeigt haben, so ist dem stets entgegenzuhalten, daß es sich vielfach um neue, nirgends erprobte Versicherungszweige handelt, die ebenso wie andere Neueinrichtungen ihre Kinderkrankheiten überstehen müssen, um zu ihrer endgültigen

Form zu gelangen. Es sind ja gerade die Gewerkschaften, die mit allen Mitteln darauf hin arbeiten, offensbare Unstimmigkeiten aufzudecken und abstellen zu helfen. Weil sich die in der ganzen Welt vorbildliche deutsche Sozialversicherung zu einem höchst segensreichen Faktor in unserer Volkswirtschaft ausgewirkt hat, muß die gesamte Arbeiterschaft dafür kämpfen, daß kein Abbau, sondern nur ein weiterer sinnvoller Ausbau der Sozialversicherung in Betracht kommt. Dr. K. Zehsche.

## Die internationale Sozialpolitik

Soeben erschien der Bericht des Internationalen Arbeitsamts (IAA), Albert Thomas, für das vergangene Jahr. Dieser Bericht ist mehr als ein üblicher Geschäftsbericht, gibt er doch auf seinen eng bedruckten 345 Seiten im Großformat einen Abriss über die Sozialpolitik des vergangenen Jahres in der ganzen Welt.

Es ist ganz unmöglich, in wenigen Zeilen auch nur einen Auszug aus diesem den Erdball umfassenden Bericht zu geben. Nachstehend werden nur einige interessante Teilberichte herausgegriffen. Auf den ersten Seiten seines Berichts befaßt sich Thomas weniger mit den 55 Mitgliedsstaaten der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) als mit den Staaten, die noch nicht Mitglieder dieser Organisation sind. Er spricht zunächst von dem Aufnahmegesuch Danzigs und streift die staatsrechtlichen Schwierigkeiten, die der Erfüllung dieses Gesuchs entgegenstehen. Er hofft aber, daß das wirtschaftlich wichtige Danzig doch in der einen oder anderen Form an den Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter Anteil haben wird. Auch gibt der Direktor der Erwartung Ausdruck, daß Island anlässlich der Tausendjahrfeier seines Parlaments im Jahre 1930 einen Antrag auf Aufnahme in die IAO stellen wird.

Thomas geht alsdann sehr ausführlich auf die Beziehungen des IAA zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Er versucht zunächst einige Mißverständnisse aufzuklären, die durch den vorjährigen Bericht in Amerika entstanden sind, spricht dann von der wenn auch bescheidenen bei einigen Gelegenheiten erfolgten Zusammenarbeit mit dem amerikanischen Arbeitsministerium und zitiert einige anerkennende Worte aus Amerika über das Internationale Arbeitsamt. Es klingt aus diesem Abschnitt eine gewisse Resignation. Der Direktor glaubt wohl nicht mehr gegenüber dem Optimismus, den er noch in einigen der letztjährigen Berichte zum Ausdruck gab, daß in absehbarer Zeit die Vereinigten Staaten den Weg zur IAO finden werden.

Außerordentlich bedauerlich findet es Thomas, daß ein in sozialer Hinsicht so lobenswertes Land wie Mexiko bisher noch nicht Mitglied der IAO geworden ist. Er lobt aber das ständige Bemühen und die Fähigkeit, mit der die Leiter dieses Landes seit Jahren an dem Entwurf zum Arbeitsgesetzbuch arbeiten. In einem späteren Abschnitt seines Berichts kommt der Direktor noch einmal auf den bedeutsamen Inhalt dieses Gesetzwertes zu sprechen. Er gibt dem Wunsch Ausdruck, daß die vielversprechenden Verhandlungen zwecks Aufnahme von Mexiko in die IAO, die schon seit Jahren gepflogen werden, zu einem guten Ende geführt werden.

Sehr interessant ist der ausführliche Abschnitt, in dem die Verhältnisse in Rußland behandelt werden. Thomas sprach in dem letztjährigen Bericht von seinem Besuch in Moskau anlässlich seiner Reise nach dem Fernen Osten Ende 1928. Er war damals sehr optimistisch über die Zusammenarbeit der Behörden der USSR mit dem IAA. Diese Ausführungen hat man ihm in Rußland sehr verübelt und man erklärte feierlich, daß auch fernerhin eine Zusammenarbeit mit den „Staaten der Bourgeoisie“ und ihren Einrichtungen, also dem IAA, nicht in Frage käme. Der Bericht gibt in diesem Abschnitt eine eingehende objektive Schilderung der kommunistischen Agrarpolitik der letzten Jahre.

Der Direktor erwähnt schließlich die guten halbamtlichen Beziehungen des IAA zu den beiden orientalischen Staaten, die noch nicht Mitglieder der IAO sind, zu der Türkei und Ägypten.

Der Bericht läßt sich alsdann über die beiden vorjährigen Internationalen Arbeitskonferenzen aus, schildert die Tätigkeit des Verwaltungsrats und der Ausschüsse des IAA und gibt einen Einblick in seine innere Organisation. Das Gesamtbudget des Amtes beläuft sich für 1930 auf 8 860 000 Schweizer Franken. Das ist eine Summe, die man ganz objektiv als gering bezeichnen kann, angesichts der Arbeit und des unleugbaren Nutzens, den das IAA für den sozialen Fortschritt der ganzen Welt leistet.

Sehr warm und anerkennend spricht Thomas von den guten Beziehungen zu der gesamten Arbeitnehmerschaft und er-

klärt: „Nicht um zu schmeicheln oder aus politischen Gründen, sondern einfach in Feststellung der Tatsachen selbst müssen wir so oft wiederholen, daß unsere internationale Organisation nur so weit gilt, wie das Wirken der Gewerkschaften reicht. Wenn die Arbeiterbewegung ohne Kraft und Ansehen ist, können auch unsere Ergebnisse nur unsicher und mittelmäßig sein.“ Insbesondere ist es der Internationale Gewerkschaftsbund (IGB), der sehr gute Beziehungen zum IAA unterhält. Thomas rühmt „das Ansehen, das er sich bei Regierungen und Behörden und selbst in der Arbeiterschaft erworben hat“. Aber auch die christlichen, neutralen und sonstigen Gewerkschaften unterhalten zum IAA korrekte Beziehungen.

Anders ist aber das Verhalten der Arbeitgeberverbände zum IAA. Thomas gibt dem Gefühl des Bedauerns darüber Ausdruck, daß neben all den Sympathiebeziehungen und der Bereitwilligkeit zur Mitarbeit auf Arbeitnehmerseite eine gleiche Neigung auf Seite der Arbeitgeberverbände nicht besteht. Der Direktor beklagt sich darüber, daß große Gruppen von Industriellen auf Anfragen nicht einmal antworten, trotzdem diese Anfragen von den Vertretern der Arbeitgeber innerhalb des IAA mitbeschlossen worden sind. Der Direktor weist auf die Möglichkeit hin, daß wegen der zurückhaltenden und widerstrebenden Einstellung der Arbeitgeberverbände der ganzen Welt der bestehende Sonderdienst für Beziehungen zu den Arbeitgeberverbänden innerhalb des IAA aufgelöst werden muß.

Sehr wichtig und interessant ist das Kapitel, das sich mit dem augenblicklichen internationalen Stand der Arbeitszeitfrage befaßt. Es wird berichtet, daß wichtige Länder wie Südafrika und Argentinien sehr wichtige Arbeitszeitgesetze in Kraft gesetzt haben. In Australien macht die Einführung der 44-Stunden-Woche, so im Stahl- und Eisengewerbe, im Maschinenbau und in den Druckereien weitere Fortschritte. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewinnt die Fünftagewoche immer weitere Anhänger. Sie wird hauptsächlich in nachstehenden Gewerben beobachtet: Herrenkonfektion (33 Proz. aller Arbeiter), Kraftwagenherstellung (30 Proz.), Baugewerbe (14,6 Proz.) und Metallgewerbe (4,1 Proz.). 200 000 Bauarbeiter (25 Proz. aller Arbeiter) arbeiten in New York 40 Stunden wöchentlich.

Sehr eingehend ist der Bericht über die Dauer der Arbeitszeit in Deutschland. Es werden die Erhebungen des ADGB über die Arbeitszeit mit Anerkennung erwähnt und erklärt: „Im ganzen genommen verwirklicht Deutschland mit bemerkenswerter Stetigkeit das Programm einer allmählichen Rückkehr zum Achtstundentag, die ja sein Vertreter bei der Konferenz der Arbeitsminister versprochen hatte.“

Große Hoffnung setzt Thomas auf die angekündigte Ratifikation des Washingtoner Abkommens über den Achtstundentag durch Großbritannien und Deutschland und erklärt, wenn Großbritannien ratifiziert, so werden zweifellos die Ratifikationen der anderen noch ausstehenden Staaten beinahe selbsttätig eine auf die andere folgen.

Der Bericht behandelt weiter den internationalen Stand des bezahlten Urlaubs, der Werberheggiene, der Unfallverhütung, des Frauen- und Kinderschutzes, der Arbeitsaufsicht, der Sozialversicherung, ferner die Lohnfrage, den Arbeitsmarkt, die Berufsausbildung, die Arbeitslosigkeit, das Wanderungswesen und den Sonderchutz für Seelente, Landarbeiter, Angestellte, geistige Arbeiter und Eingeborene. Er spricht über die Benützung der Freizeit durch die Arbeiter, über Wohnungsfragen, über das Genossenschaftswesen und über vieles andere. Es muß hier eine summarische Aufzählung genügen, da den Inhalt dieser Abschnitte auch nur zu streifen im Rahmen dieses Artikels unmöglich ist. Der sachlich Interessierte gewinnt wie alljährlich so auch diesmal bei der Lektüre des Berichts des Direktors des IAA ein universales Bild über den augenblicklichen Stand der Sozialpolitik in allen Ländern der Welt. Dr. Wilhelm Wolff.

Leipziger Messe

# Das Resultat der Leipziger Herbstmesse 1930



it übergroßen Erwartungen ist infolge der außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Situation wohl kein Aussteller oder Einkäufer zur diesjährigen Leipziger Herbstmesse gekommen. Die Leipziger Messe hat seit langem den untrüglichen Beweis erbracht, daß sie ein ausgezeichnetes Wirtschaftsbarometer ist. Sie kann keinesfalls aber als Wettermacher bezeichnet werden.

An der diesjährigen Leipziger Herbstmesse haben sich 7653 Ausstellerfirmen beteiligt. Das sind etwa 200 Firmen weniger als zur Herbstmesse des vergangenen Jahres. Der Rückgang wird dadurch erklärt, daß sich die buchgewerblichen Maschinen in erster Linie auf die Frühjahrsmesse beschränken, daß sich die Klavierindustrie nicht mehr an der Messe beteiligt und infolge der Stellungnahme des Bürobearbeitungsverbandes diese Gruppe zur diesjährigen Herbstmesse wesentlich schwächer vertreten war. Die anderen Gruppen der Messe haben sich also in vollem Umfange erhalten, teilweise konnten sie sich sogar gegenüber dem Vorjahre vermehren. Das ist in der jetzigen Zeit ein beachtliches Zeichen für die Stabilität der Leipziger Messe, die trotz der Wirtschaftsnöte in den letzten Jahren nicht erschüttert werden konnte.

Die belegte Ausstellungsfläche betrug 144 541 Quadratmeter gegen 145 165 Quadratmeter im Vorjahre. Die seit Jahren beobachtete Entwicklung, daß die durchschnittliche Größe des Ausstellungsstandes wächst, hat sich demnach fortgesetzt. Die durchschnittliche Größe eines Ausstellungsstandes betrug im Herbst 1930 18,9 Quadratmeter gegenüber 18,5 Quadratmeter im Herbst des vergangenen Jahres.

Die Gliederung der Aussteller nach ihrer Herkunft ergab das gewohnte Bild. Preußens Anteil an der Ausstellerschaft betrug wieder rund 41 Proz. aller deutschen Aussteller, hiervon entfielen etwa 16 Proz. = 1106 Aussteller auf Berlin. An der Herbstmesse beteiligten sich 678 ausländische Aussteller aus 20 fremden Ländern. An der Spitze standen wiederum die Tschechoslowakei mit 254 und Oesterreich mit 228 Ausstellern. Dann folgte Frankreich mit 42, die Schweiz mit 27, Holland mit 26, Großbritannien mit 24, Ungarn mit 23 und Italien mit 18 Ausstellern. Die Zahl der Aussteller aus dem Auslande und auch die Zahl der Länder, die an der Messe teilnahmen, waren die gleichen wie im vorigen Jahre. Damals kamen 683 Aussteller aus 20 verschiedenen Ländern.

Die Zahl der Messeeinkäufer betrug zur Herbstmesse diesmal nur 85 000, während die gleiche Zahl im vorigen Jahre 100 000 betragen hatte. Durch die gestiegene Arbeitslosigkeit hat die Kaufkraft der deutschen Industriebevölkerung in den letzten Monaten sehr gelitten. Auch die Krise der Landwirtschaft macht sich erheblich bemerkbar. Beides konnte seine Auswirkung auf der Messe nicht verfehlen. An ausländischen Einkäufern waren insgesamt 12 000 gezählt worden, was rund 14 Proz. der Gesamteinkäufererschaft ausmacht. Hier macht sich im günstigen Sinne die Tatsache geltend, daß die internationale Depression noch keineswegs allgemein ist. Verschiedene Länder haben auch heute noch eine gute Konjunktur. Für die Messe waren u. a. Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen, Irland lebhafter als früher am Messerverkehr beteiligt. Die großen deutschen Ueberseeexporteure wie auch ausländische Einkaufshäuser, die ihre Büros in Deutschland haben, leisteten den ausländischen Einkäufern und deutschen Verkäufern wiederum wertvolle Dienste. Nicht weniger als 35 bedeutende Exporthäuser und Einkaufsfirmen hatten auf der Messe ihre Büros und eine gemeinsame Auskunftsstelle errichtet.

Das Messegeschäft war, wie nicht anders zu erwarten, ein getreues Spiegelbild der gesamten wirtschaftlichen Lage. Die deutsche Kundschaft verhielt sich sehr vorsichtig. Sie ergänzte ihre Lagerbestände für die kommende Saison, erwarb Neuerungen aller Art, von denen man sich Verkaufsanregungen verspricht und ließ bei vielen Geschäftsanknüpfungen klar die Absicht erkennen, mit größeren Aufträgen an die Industrie heranzutreten, sobald die Marktlage und die Konjunkturlage wieder übersichtlicher geworden sind. Wesentlich einfacher war die Situation im Exportgeschäft. Im Verlauf dieses Jahres hat der deutsche Export unterschiedene Festigkeit behauptet. Auch auf der Herbstmesse konnte die Exportindustrie erfolgreich arbeiten. Selbst in Ländern mit hohem Zollsatz verlangt der Konsument doch immer wieder das deutsche Qualitätserzeugnis. Gerade diese Beobachtung beweist allgemein, daß der Weltwirtschaft nicht durch Abschließung

der Länder voneinander, sondern durch Zusammenarbeit am besten gedient wird. Nur auf diese Weise läßt sich die allenthalben, besonders aber in den Industriestaaten vorhandene ungeheure Arbeitslosigkeit bekämpfen.

Es darf noch gesagt werden, daß besonders das inländische Einkäuferpublikum sich infolge der Versprechungen der Reichsregierung, das allgemeine Preisniveau zu senken, recht zurückhaltend verhielt. Die Fabrikanten suchten zwar den Preiswünschen ihrer Kundschaft entgegen zu kommen und sind vielfach bis an die Grenze des Möglichen gegangen. Auch die ausländischen Einkäufer suchten die Preise zu drücken. Es sind, wie bereits berichtet, eine große Zahl von Exportaufträgen getätigt worden, doch werden diese den deutschen Ausstellerfirmen geringen Gewinn eintragen, da sie, wie bereits erwähnt, allzugroße Preiskonkessionen machen mußten. Immerhin darf gesagt werden, daß die Leipziger Herbstmesse den Boden für eine Belebung des Geschäfts bereitet hat. Von der innerpolitischen Entwicklung in den kommenden Wochen hängt es ab, ob der Antriebsimpuls, den die Leipziger Herbstmesse der deutschen Wirtschaft gegeben hat, sich weiter auswirken wird.

In erster Linie wurden auf der Leipziger Messe billige Neuheiten in allen Branchen begehrt und gekauft, von denen man sich belebenden Anreiz auf das heute so kaufunlustige Publikum verspricht. Der Einzelhandel, soweit er in den Industriestaaten beheimatet ist, hielt sich mit Einkäufern sehr zurück. Dort rechnet man, sofern sich die Verhältnisse nicht grundlegend ändern, mit einer weiteren Zunahme der Arbeitslosigkeit und glaubt deshalb, daß die Kaufkraft der Arbeitnehmerschichten in den nächsten Monaten noch mehr zurückgehen muß. Im allgemeinen darf gesagt werden, daß Waren nur von mittlerer und niedrigerer Preislage auf der Herbstmesse gangbar waren, wodurch ebenfalls die Verarmung der arbeitenden Schichten durch die Wirtschaftskrise bewiesen wird.

Zusammen mit der Mustermesse wurde, wenn auch im kleineren Rahmen wie im Frühjahr, eine Technische Messe auf dem Ausstellungsgelände abgehalten. Die Schau, die in gleicher Weise wie im vergangenen Herbst von 1000 Ausstellerfirmen besichtigt war, zeigte ein umfangreiches Angebot von vielen technischen Erzeugnissen. Besonders gut besichtigt war die Baumesse, die zum 25. Male stattfand. Sie wies ein großes Angebot von Baustoffen auf, unter denen einige neue zu bemerken waren. Die Schaffung neuer Baustoffe geht hierbei auf den Gedanken der Wirtschaftlichkeit im Bauwesen stark ein. Kleinere Baumaschinen, Förderanlagen, Aufzüge, Betonmischer wurden gezeigt und fanden starke Beachtung. Zum ersten Male war übrigens der Baumesse eine Sonderschau von Fahrzeugen und Geräten für die Straßencleaning, Müllbeseitigung und Kanalkreinigung angegliedert. Diese Sonderschau hat sich bestens bewährt und wird daher auch in Zukunft wiederholt werden.

Der übrige große Teil der Technischen Messe widmete sich hauptsächlich den Erzeugnissen industrieller Technik, die für den Kauf von Handwerksbedarf notwendig sind. Eine vielbeachtete Sonderschau von Erfindungen und Neuheiten hatte das Deutsche Erfinderverhaus, Hamburg, zusammengestellt, in denen die Auswertung interessanter Ideen zur Verbesserung von Maschinen und für andere Zwecke gezeigt wurden. Hierbei darf festgestellt werden, daß unter den Erfindern vielfach Arbeitnehmer größerer und kleinerer Betriebe vertreten sind, die auf diese Weise ohne große Kosten die Möglichkeit haben, ihre Erfindungen den Käuferkreisen vorzuführen.

Zu bemerken ist noch, daß auf der Technischen Messe eine größere Reihe von hervorragenden Kongressen speziell auf dem Gebiete der Bauwirtschaft stattfanden. Es wurde an den ersten Tagen eine Bautagung abgehalten, die sich mit den Problemen des Städtebaues, der Baustoffe und Architektur, Stadtreinigung, Abwasserreinigung, haupolizeilichen und hygienischen Fragen beschäftigte. Aufs neue hat die Leipziger Herbstmesse ihre Wichtigkeit neben ihrer größeren Schwester, der Leipziger Frühjahrsmesse, bewiesen und ihren volkswirtschaftlichen Wert, vor allem aber ihre Unentbehrlichkeit dargelegt. Um eine Besserung der wirtschaftlichen Situation zu erreichen, sind umfassende Maßnahmen notwendig, die nicht von der Seite der Wirtschaft, sondern von der Seite der Politik und der Regierung zu lösen sein werden.

Dr. Rudolf Vogel, Leipzig.

# Die Technische Messe macht Toilette

In der „N. Z. B.“ finden wir die nachfolgende Plauderei über die Leipziger technische Messe von Dr. A p i s s c h, die für unsere in Handel und Verkehr tätigen Kollegen von besonderem Interesse sein dürfte. Aber auch den übrigen Lesern wird anschaulich die mühevollen und ungenügend bezahlte Arbeit unserer Leipziger Reinigungskolonnen aufgezeigt. Die Technische Messe ist am 5. September 1930 geschlossen worden. D. Red.

„Hier ist geschlossen, meine Herren!“ verkündet uns der Aufsichtsbeamte, als wir am Eingang zum Messengelände stehen. Er hat recht, denn es ist 6 Uhr abends.



Die Besenkolonne an der Arbeit

bis 7 Uhr abends in den Hallen sein. Auf der Technischen Messe aber ist schon Schichtwechsel gewesen. Die Besucher sind heraus und abgelöst durch Kolonnen von Arbeiterinnen mit Besen und Schippen. In Gruppen eilen sie den Halleneingängen zu und verschwinden in den schon zum Teil erleuchteten Innenräumen. Die Nachtarbeit hat begonnen. Denn jeder Messetag macht stundenlange Arbeit nötig, um das Gelände wieder für den nächsten Tag aufzufrischen und zu säubern. An jedem Abend ist Großreinemachen und jeden Morgen ganz zeitig, bevor überhaupt die Besucher hereingelassen werden, wird große Toilette gemacht. Das wollen wir sehen.

Niemand hat eine Ahnung davon, was nächtlicherweise hier draußen alles los ist. Die verlassenen Hallen werden nochmals lebendig. In überdeckten und abgeschlossenen Ausstellungsständen führt jetzt der Besen das Regiment. Wo am Tage lautes Durcheinander der Aussteller, Kunden und Sehleute ist, herrscht nun ein einziges, durchdringendes Geräusch: überall wird geschneuert, geschrubbt, gewischt, gekräft, gebohrt und gekehrt. Frauen zücken kampfbereit den Besen, Mädchen mit Gießkannen sprengen in den Gängen.

Ein Aufsichtsbeamter verteilt die Reinigungskolonnen. Dann werden bald große Körbe herbeigeschafft und mit den Ueberresten hochbeladen vor die Tür gestellt. Wo es angeht, fährt man gleich mit großen Karren in die Hallen ein. Das paßt zwar schlecht zu der Eleganz der Ausstellungsstände, aber der Zweck der allgemeinen Reinigungsaktion heiligt das Mittel. So rollt an den stillen Ausbauten der Baumeshalle ein Holzkarren entlang: ritisch-ratsch, fahren die Schaufeln zweier Arbeiter in die Berge von Papier, Reklamezetteln, Prospekten, leeren Zigarettenpacketen, abgenutzten Trinkbechern und Sägepänen. Wenn irgendwo eine Lampe aufflammt, leuchtet sie in eine stickige, staubige Luft hinein. Draußen vor der Halle fahren inzwischen Autos vor und rasselnd durch das Dunkel über die Ausstellungsstraßen zum „Papierkorb“ des Ausstellungsgeländes.

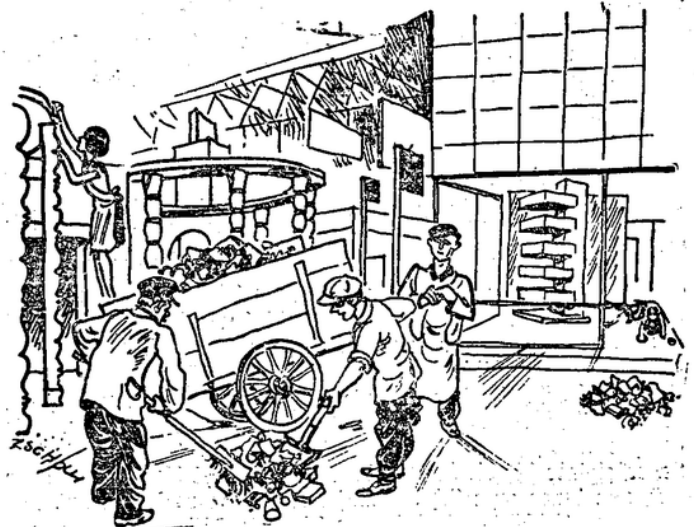
Der „Papierkorb“, wie man ihn nennt, ist eine Sensation. Er ist der größte Papierkorb, den es in ganz Leipzig gibt. Allerdings ist er eigentlich gar kein Korb, sondern ein großer, mit Drahtzaun umgitterter Käfig, 10 mal 12 Meter groß. Kraftwagen fahren daran vor, Korb nach Korb wird über das Gitter hinein-

geschüttet, und dann werden die ganzen Ueberreste, die nach diesem Messetag auf dem Gelände zusammengeräumt wurden, in dem Papierkorb verbrannt. Flammengarben lodern in den Nachthimmel, Holz prasselte, Eisenbänder glühen, Papierpakete knistern, Qualm zieht nach dem Denkmalsplatz hinüber und die riesigen Fronten der Hallen sind glutrot illuminiert.

Die Zahl der „Kolonnen“ und „Dienste“, die hinter den Kulissen der Technischen Messe allnächtlich und täglich tätig sind, ist kaum zu übersehen. Um 6 Uhr abends marschieren die Hallenreinigungskolonnen an, je 15 und 20 Frauen arbeiten in Gruppen. Um 7 Uhr abends ist in der Halle 4 an der Geschäftsstelle der Ausstellung die Parade des Innendienstes. Einlaßbeamte, Kontrollorgane und der „Aufsichtsdienst“ stehen Schlange und melden sich ab, weil die Tagesarbeit zu Ende ist. Morgens um 5 Uhr hält auf dem Gelände die Straßenreinigungskolonnen ihren Einzug. Früh um 6 Uhr tritt die Büroreinigungskolonnen an, die nicht die Hallen selbst, sondern nur die Räume der Verwaltung, der Geschäftsstellen und Vermieterbüros betreut. Um 7 Uhr kommen nochmals Gruppen von Frauen und wischen Staub in den einzelnen Ständen. Um 1/8 Uhr erscheint der Auskunftsdienst, und erst um 8 Uhr dürfen die Besucher herein.

Während der Nacht bleiben Wächter an den Eingängen des Geländes; jeder von ihnen hat Schlüssel zu allen Hallenschlössern. Wenn sie irgend etwas Verdächtiges bemerken, können sie sich sofort Zutritt verschaffen. Das ist jedoch nicht so einfach, denn jeder einzelne Schlüssel ist in einem besonderen Briefumschlag verschlossen, und wenn eine Halle geöffnet worden ist, also der Briefumschlag aufgebrochen werden mußte, hat der Wächter am nächsten Morgen den Grund anzugeben, weshalb er die Halle betreten hat. Im ganzen gehören zum Ausstellungsgelände 3500 Schlüssel. Eine peinlich genaue Registrierung ist nötig, um in dieser Auswahl jeweils den richtigen Schlüssel zu finden.

Nachts ist in den Hallen allerdings nichts zu sehen. Wie sollte das auch möglich sein, da doch alles verumumt und verhängt ist. Die Maschinen zeigen nur ihren schweren Stahlsockel und an den Seiten Kurbelräder, die wie Ohren aus Leinwand und Papierhüllen heraushängen. Irgendein Stahlkoloß ruht mit drückender Massigkeit im Halbdunkel über dem unübersehbaren Feld kleinerer Maschinen, über der Kampfstätte industrieller Konkurrenz. Ein Wärter steigt noch auf eine Leiter an einem Gittermast hoch und schaltet an einer mächtigen Tafel die Lampen ab, bis auch die letzte erloschen ist. Von draußen schimmert dann nur noch der Lichtschein des Ipa-Vergnügungsparks; man hört von dort das lärmende Hupen, Klingeln, Schreien und die Musikkapellen; aber nur ge-



Das sind die Heizermännchen der Technischen Messe. — Mit Staubtuch, Besen und Schippe wird gesäubert.

dämpft. Jeder Schritt des Beamten, der hinausgeht, hallt vom Dach der Eisenkonstruktion wie ein lauter Schlag zurück. Knackend öffnet er die Tür, und mit einem Knall, der aufschreckend in die verlassene Halle eindringt, fällt das Schloß hinter ihm zu. Es wird unheimlich still, wo am Tage das Tosen der Maschinen alles erfüllt.

Aber irgendein Geräusch ist doch noch da. Nur bleibt es erst noch unklar, ob draußen oder in der Halle. Ein regelmäßig saujendes Geräusch, das nervös machen kann. Wie wir langsam durch die verlassenen Gänge hindurch wandern, merken wir, daß es doch innen sein muß. Wir suchen Gang für Gang ab, vielleicht können wir dem Wächter einen Hinweis geben, daß hier etwas nicht stimmt.

Unsere Blendlaterne blizt auf: da stehen wir vor einem Gerüst von Uhren: es ist 5 Minuten nach 11 Uhr. Plötzlich springen mit einem übermäßigen Krachen acht Uhrzeiger um eine Minute weiter. Wir sind vor einer Ausstellung von Kontrolluhren. Das ist die einzige Maschine, die nachts weiter läuft und Lärm macht, denn dieses fortwährende Ticken des Werks und Springen der Zeiger fällt in die Verlassenheit der Riesenhalle aufreizend laut, obwohl man es am Tage überhaupt nicht hören würde.

Es ist eine Uhr zur Lohnkontrolle. Wir nehmen behutsam eine kleine Karte von dem Stand weg. Wie Einbrecher erscheinen wir uns. Wir haben die Karte 136 für den Arbeiter August Fischer. „Wer die Karte eines anderen stempelt, wird mit Entlassung bestraft“, steht oben in der Ecke, „Gesamtverdienst 57 Mk.“ in der Mitte; dann kommen „Abzüge“, dann „Dorckfuß“ und zuletzt „Auszahlung 51 Mk.“

Wahrscheinlich ist dies hier die einzige Maschine, die während der Nacht auf dem Technischen Gelände in Gang bleibt. Vielleicht entspringt es einer durch die Abgeschlossenheit der nächtlichen Stunde überspannten Phantasie, daß wir in dieser Maschine so etwas wie ein Symbol der Technischen Messe gesehen haben. Ruhelos ticken die acht Uhren, sie wollen Aufträge um sich sehen, sie wollen neue Arbeit registrieren...

Morgens um 7 Uhr beginnt das große Staubwischen auf dem Meßgelände. Wiederrum ziehen Frauenkolonnen ein, aber diesmal nicht mit Besen und Schrubbern, sondern meist mit Staubwedeln und kleinen Pinseln. Eine seltsame Kleinarbeit ist zu leisten; die Decken und Verschaltungen küssen sich. 40 Öfen werden an einem Stand darunter sichtbar, an einem anderen 30 elektrische Platten, 20 Staubsauger, 50 Lampen usw. Jede Frau schrubbt und flimmert hier mehr Öfen und Platten, als in ihrer ganzen Bekanntschaft und Verwandtschaft morgens geäubert werden müßten. Eine hat die Aufgabe, ganze Serien von Türschildern blankzusummeln; eine andere geht mit Terpentin in einem Lager von Grabsteinen zu Werke. Dort liest man, daß „Emma Buchalai am 30. Juni 1930“ gestorben ist. Der Grabstein hat die Katalognummer 597. In abgekürzter Form erscheint die Verstorbene als „Emma Buchal 1870—1930“ nochmals. Aber das ist eigentlich ganz gleichgültig, daß Emma Buchal hier in der Baumessehalle mehrfach beerdigt worden sein soll. Es kommt vielmehr darauf an, daß sie einen Grabstein aus Juramarmor ihr eigen nennt. Dieser ist „schön, billig und wetterbeständig“. Neben an gibt es noch mehr Sorten, die alle „schön, billig und wetterbeständig“ sind. Sie werden jetzt alleamt für den Kunden fein appetitlich abgerieben. An einem anderen Stand klettert ein Mädchen über zwei große Kisten an einer steinernen Laube empor und wischt Stein für Stein Staub. Wieder eine andere summt in einem Stand für Pflastersteine sorgsam herum.

ihm wünschen, daß er dafür auch alle seine Konkurrenten, die jetzt noch schlafen, im Geschäft schlägt. Die Gänge beleben sich allmählich immer mehr; ein Aussteller knipst einen Christbaum und dann alle seine anderen Fabrikate von Christbaumschmuck an. Der Stand leuchtet weihnachtlich warm und bunt auf. Jede Straßenbahn bringt nun neue Scharen. Den meisten merkt man an, daß sie ständige Messebesucher sind. — Zielbewußt eilt eine Dame durch den Haupteingang, nimmt, zeigt und steckt ihren Ausweis an der Kontrolle wieder ein; wer weiß, wie oft sie zur Messe diese Kontrolle schon passiert hat; sauft einen Gang entlang, landet in einem Ausstellungsstand für Schnellkochtöpfe und — schwupp — ist das Kösserchen geöffnet und — schwupp — ist das Spiegelchen heraus, und es entsteht ein netter blonder Bubikopf, der bestimmt alle Passanten anlocken und zum Einkauf verführen dürfte, und im Endeffekt als gesteigerte Nachfrage nach Schnellkochtöpfen im mehramtlichen Bericht erscheint. — Gegen 9 Uhr ist es schon an allen Ecken und Ständen laut. Jrgendwo faucht eine Maschine los, da und dort werden Tische gerückt, Schilder werden angeschlagen, Zeitungsverkäufer kommen, der Briefträger eilt an den Ständen entlang, ein Mädchen versucht den ersten Morgenkaffee an den Mann zu bringen, an den Telephonzellen beginnt es zu rasseln, die Interessenten sammeln sich schon zu Gruppen, und aus weiter Entfernung hört man auch, daß die Radiohalle aufgewacht ist und mit einem Orkan von Militärmärschen, Schlagermelodien und Sologesängen den neuen Messetag begrüßt.

Die Technische Messe hat ihre Toilette beendet und hofft wieder munter und betriebsam aufs Geschäft...



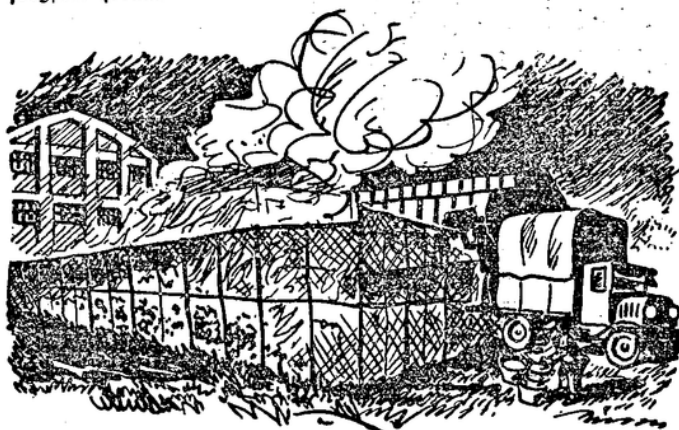
Das letzte Kommando: 'Licht aus'

Die Interessenten sammeln sich schon zu Gruppen, und aus weiter Entfernung hört man auch, daß die Radiohalle aufgewacht ist und mit einem Orkan von Militärmärschen, Schlagermelodien und Sologesängen den neuen Messetag begrüßt.

Die Technische Messe hat ihre Toilette beendet und hofft wieder munter und betriebsam aufs Geschäft...



**Frauen kaufen ein.** Wie auf allen Lebens- und Wirtschaftsgebieten, hat auch die Frau an der Leipziger Messe aktiven Anteil. Die Einkäuferinnen — teils selbständige Inhaber eines Geschäfts, teils Angestellte auf verantwortungsvollem Posten großer Firmen und von diesen entsandt — gehören meist den mittleren Jahrgängen an. Sachlich, ruhig gehen sie durch die Reihen, prüfen, wägen, rechnen und bestellen dann — nicht zu schnell —, was sie Neues gesehen und für ihre Zwecke als brauchbar befunden haben. Einreden lassen sie sich nichts. Vorsicht und eine gewisse Zurückhaltung ist ihnen eigen, was aber nicht hindert, mal zwischendurch einen kleinen Schwatz mit alten Geschäftsfreunden zu halten. Trotzdem werden sie stets in der vorgemommenen Zeit mit ihren Bestellungen fertig. — Eine andere Kategorie von Einkäuferinnen stellen die Ehefrauen dar — daheim meist tüchtige Helferinnen im Geschäft —, die den Ehegatten begleiten. Sie sind das treibende oder das retardierende Moment — je nach der Art der Ehe und des Geschäfts. Ich sah eine Ehefrau, die, nachdem der Ehemann offensichtlich schon mit Kaufabsichten eine Kollektion Damenwäsche ansah, leise meinte: „Die Sachen sind zwar alle sehr hübsch, aber dieser Genre (sprich: Schanger) ist sicher nichts für unsere Kundschaft.“ Da wohl anzunehmen war, daß sie besser über die Dessous der Damen in X. orientiert war, unterblieb schließlich der Kauf. Bei einem anderen Ehepaar war deutlich zu beobachten, daß sie der Spiritus rector des Geschäftes war (Abteilung Haushaltsachen); während er jedes neue Gerät nur mißtrauisch und schweigend ansah, ließ sie sich alle Neuerungen vorführen, beobachtete genau, ohne auf die Lobpreisungen des vorführenden Verkäufers mehr als mit der nötigsten Höflichkeit zu achten und entschied dann kurz: „Das kommt für uns in Frage, das hier nicht.“ Die fragende Wendung zum Gatten: „Meinst du nicht auch, Karl?“ war offenbar nur Dekoration. Eine dritte Ehefrau kümmerte sich überhaupt kaum um den Einkauf des Gatten, sondern stönte hauptsächlich der Verkäuferin etwas vor: teils über die schlechte Wirtschaftslage, teils über das Wetter.



Der „Papierkorb“ des Ausstellungsgeländes. Allmählich werden hier die Rückstände aus allen Hallen verbrannt

Gegen 8 Uhr treffen die ersten Aussteller ein. Ein kleines Männlein setzt sich in der Halle für Werkzeugmaschinen an seinem Stand nieder, ganz allein; kein Mensch ist sonst noch da. Gemächlich pußt es sich die Hornbrille; dann beginnt es mit seiner Büroarbeit an einem kleinen Schreibtisch, umgeben von Maschinen. Er ist früh aufgestanden, dieser Messevertreter, und man möchte

## Das Leben der Autos

### II.

Pierre Chardain denkt manchmal an Herrn André Citroën. Er denkt, dieser Citroën sei sicher sehr glücklich darüber, daß er nicht nur eine helle Wohnung, sondern auch ein lichtvolles Leben hat. Wenn Pierre Chardain wüßte, daß Herr André Citroën nicht aufzuatmen wagt, daß Herr André Citroën mit ihm, Pierre Chardain, durch eine eiserne Kette verbunden ist, durch jene selbe Kette, die nie zum Stillstand kommt!

Die Citroën-Werke sind vortrefflich eingerichtet. In ihnen stehen nicht nur ausländische Maschinen, sie haben auch Zentralheizung, mächtige Ventilatoren und Glasdächer. Herr André Citroën ist ein sehr aufgeklärter Fabrikant. Ist er etwa daran schuld, daß die Menschen sich das Automobil ausgedacht haben, daß sie es mit dem Leben eilig haben, daß es Chemie und Armut in der Welt gibt, daß der Käufer von Tag zu Tag anspruchsvoller wird? Herr Citroën gehorcht seiner Zeit.

In den Citroën-Werken sind 25 000 Arbeiter beschäftigt. Sie sprachen einmal in verschiedenen Sprachen. Jetzt schweigen sie. Betrachtet man die Gesichter genauer, so kann man erkennen, daß diese Menschen aus verschiedenen Ländern hierhergekommen sind. Hier sind Pariser und Araber, Russen und Bretonen, Provençalen und Chinesen, Spanier und Polen, Neger und Annamiten. Der Pole pflügte einstmals den Acker, der Italiener weidete Schafe, und der Donkosak diente gläubig und treu dem Zaren. Jetzt stehen sie alle an dem gleichen Band. Sie sprechen nicht miteinander. Nach und nach vergessen sie die menschlichen Worte, die Worte so warm und rauh wie Schaffell oder wie die Erdkrumen des frisch gepflügten Feldes.

Sie hören auf die Stimmen der Maschinen. Jede schreit auf ihre eigene Art. Die riesigen Fallhämmer donnern. Es kreischen die Fräsmaschinen. Es quietschen die Bohrmaschinen. Es poltern die Pressen. Es krächzen die Schleifbänke. Es stöhnen die Blockrollen. Und schadenfroh pfeift die eiserne Kette.

Dem Heulen der Maschinen werden die Provençalen und Chinesen taub. Ihre Augen werden glasig und leer. Sie vergessen alles auf der Welt: die Farbe des Himmels und den Namen ihres Heimatdörfchens. Sie fahren fort, Muttern aufzuschrauben. Das Automobil soll geräuschlos sein. Die Ingenieure sitzen da und denken nach, wie man einen stummen Motor bauen könnte. Diese Dentile hier versuchen noch zu reden: man muß sich mit den Ventilen befassen. Der Käufer ist so nervös. Jene, die am Band stehen, haben keine Nerven. Sie haben nur Hände: eine Mutter aufzuschrauben, ein Rad aufzustecken.

Citroëns Agenten machen Reklame für das Meer und für die Berge, für die Ufer der Loire, für die Alpenpässe, für Kiefern und Ozon. Citroëns Werkstätten sind angefüllt mit dem üblen Atem der Maschinen. Es sind giftige Gase, es ist der Gestank heißen Oels, der heiße Dampf der Säuren, Spiritus, Benzin, Farben und Lack. Metall wird mit Säuren geätzt, — die Arbeiter bekommen Hautausschläge. Metall wird mit Sandgebläse gereinigt, — die Schwindelsticht lauert den Arbeitern auf. Metall wird mit automatischen Spritzapparaten lackiert, — die Dünste vergiften die Arbeiter. In den Gießereiwerkstätten tränen den Arbeitern vom Oel und Schwefel die Augen. Nach und nach vertragen sie das Sonnenlicht nicht mehr. Aber in den Werkstätten ist keine Sonne. Sie fahren fort, die Rahmen wegzutragen. Wozu sollten sie die Augen, die Ohren oder das Leben brauchen? Sie haben Hände, sie stehen am laufenden Band. Ein Neuling fragt Pierre Chardain:

„Wirst du am Abend zur Versammlung kommen?“

Pierre schüttelt den Kopf, — nein, er wird nicht kommen. Der Neuling ist noch unerfahren. Er weiß nichts. Er glaubt an Bücher und Diskussionen, an Selbstbildungszirkel und an die Weltrevolution. Pierre glaubt an nichts mehr. Als er noch jung war, arbeitete er still und ruhig. Er arbeitete zehn Stunden, aber niemand trieb ihn an. Er liebte damals die Werkzeuge und das Eisen. Er arbeitete mit Genuß. Er erlernte sein Handwerk. Damals las er Bücher und besuchte Versammlungen. Er glaubte an den Sieg der Arbeit und an die Verbrüderung der Menschen. Dann stellte sich heraus, daß sein Können überflüssig sei: die Fräsmaschine arbeitet mit einer Exaktheit von einem Hundertstel Millimeter. Pierre hörte auf, die Maschine zu dirigieren, die Maschine begann ihn zu dirigieren. Jetzt befestigt er Federlaschen. Er hat die Verbrüderung der Menschen vergessen. Er hat eines be-

griffen: es läßt sich nichts ändern. Das Band läuft. Dagegen sind alle Argumente machtlos. Wollte er schreien, so würde man ihn davonjagen. Man würde statt seiner einen andern einstellen, — einen Neger oder einen Knaben. Wer würde es denn nicht fertig bringen, Federlaschen zu befestigen? Pierre geht nicht mehr in Versammlungen. Er hält sich fern von den Kameraden. Wozu sollte der Mensch den Menschen brauchen? Um mit ihm zu schweigen?

Seine Frau, die träumt noch:

„Wenn wir Glück haben, ziehen wir nach Danves um. Dort ist reine Luft...“

Pierre schweigt. Wird er Glück haben? Federlaschen werden immer Federlaschen bleiben. Gibt man ihm fünf Sous Zulage, so wird die Butter teurer werden. In Danves ist reine Luft? Mag sein. Aber von Danves zur Fabrik ist es eine Stunde, zurück auch eine Stunde. Er aber wird immer so müde! Eine sonderbare Müdigkeit das. Er könnte jetzt, so meinte er, eine ganze Fuhre Holz hacken oder einen Kilometer ohne Atempause laufen. Sein Körper ist nicht müde. Müde ist der Kopf. Schnell die Federlasche befestigen, ehe die Maschine vorüber ist! ... Er vergißt die Namen und Gesichter der Kameraden. Er versteht nicht, wonach ihn seine Frau fragt. Er winkt ihr nur kläglich ab: Laß mich doch!

Manchmal nimmt ihn die Frau ins Kino mit. Bleiern und schläfrig sieht er dort. Von der Dunkelheit verkleben sich die Augen. Es ist schwer zu begreifen, warum dieser Bankier gegen den unverwundlichen Gast so freundlich ist... Nebenam, in der rotbraunen Stidluft, inmitten von Rauch und zitternden Strahlenbüscheln, brodeln mürrisch die Gedanken der Nachbarn: jener, welche Achsen hinaustragen, oder jener, welche Bolzen befestigen. Das sind Gedanken ohne Füße, ohne Flossen, ohne Flügel: sie ringeln sich wie Regenwürmer, die vom Spaten zer schnitten wurden. Das sind nicht einmal Gedanken, das ist eine mechanische Verkettung halb vergessener Bilder, das sind die Träume von Höhlenmenschen, das Stöhnen von Taubstummen, und es ist die Fieberphantasie des Kalkulators: statt Tapeten, statt Lippen, statt Mixturen immer wieder die gleichen Zahlenreihen. Im Kino sitzt, so sollte man meinen, ganz gewöhnliches Publikum. Jedermann hat einen oder zwei Francs Eintritt gezahlt. Sie sehen sich ein von der Zensur gestattetes mondänes Melodrama an. Das ist Kunst, Kultur der Unterschichten, das ist Paris, — die „Leuchte der Welt“. Es brodeln die Gedanken, die Füße schlafen ein, vor den Augen flimmert die perlmutterfarbene Projektionsfläche. Es knattert der Apparat. Das Band läuft immerfort.

Und plötzlich ein dröhnender Lärm. Es ist ein Gelächter aus hundert Kehlen, ein Gelächter, grob und laut wie das Knattern des Auspuffs, ein Gelächter auf „o“ — „ho—ho—ho“! Der Saal lacht laut. Auf der Leinwand ist der Gast beim Tanzen hingefallen. Er ist gefallen, und sein Monokel ging in Scherben! Wie er hinknallte! Wie richtig er der Länge nach dalag! Wie er mit dem einen Fuß zappelte! Wie er sich die Nase wischte! Ho—ho! Ho—ho! Der Höhlenmensch spreizt für einen Augenblick seine Pranke und brüllt. In seinen Augen liegt verwegene Heiterkeit. Dann flammt das elektrische Licht auf, und die Augen verlöschen.

Herr André Citroën kann ruhig sein. Pierre Chardain wird bis zur letzten Stunde Federlaschen befestigen. Er wird nie Revolution machen. Er wird nicht einmal versuchen, sich an einem Feiertag laut zu gebärden. Die Maschine hat ihr Werk getan: man hat den Menschen zerlegt und von neuem zusammengesetzt. Seine Hände bewegen sich jetzt schneller, seine Augenlider zucken seltener. Außerlich sieht er wie ein gewöhnlicher Mensch aus. Er hat Brauen und eine Weste. Er besucht das Kino. Aber man kann sich mit ihm über nichts unterhalten. Er ist bereits kein Mensch mehr. Er ist nur ein Teil des laufenden Bandes: ein Bolzen, ein Rad oder ein Schraubchen. Er lebt nicht wie die anderen Menschen, einfach um zu essen, mit Frauen zu schlafen und zu lachen, nein, sein Leben ist von einem tiefen Sinn erfüllt, — er lebt, um Automobile herzustellen: 10 PS, geräuschloser Gang, Stahlkarosserie.

Pierre schweigt auf dem Heimweg. Seine Frau versucht ein Gespräch anzuknüpfen:

„Ein interessanter Film. Ich habe mir gleich gedacht, daß dieser Brunette ein Schuft ist. Und du?“

## Der Sprachschatz des arbeitenden Volks

„Wenn ich auf der ganzen Welt der einzige bin, der spricht, dann gibt es nicht nur keine Sprache, sondern nicht einmal ein Sprechen.“ So schreibt der Sprachwissenschaftler Professor Karl Vohler in seinem Werk „Geist und Kultur in der Sprache“. Die Sprache setzt eine Gemeinschaft voraus. Sie ist aus der Gemeinschaft, durch das Zusammenleben in einer Gemeinschaft, entstanden, und je größer und komplizierter die Gemeinschaft wurde, um so größer wurde auch der Sprachschatz des Stammes, des Volkes.

Dor Jahrtausenden hatte der Mensch einen bedeutend geringeren Wortschatz als der Mensch unserer Tage, so wie auch der geistige Schöpfermensch einst einen viel geringeren Wortschatz hatte als etwa der Romanschriftsteller unserer Zeit.

Die Ilias und die Odyssee, diese beiden großen Dichtungen des alten Homer, enthalten zusammen rund 9000 verschiedene Wörter, und im Alten Testament hat man 5642 gezählt. Demgegenüber steht Shakespeare mit rund 20 000 verschiedenen Wörtern, weil er in der Zeit der Buchdruckerkunst und der erwachenden Wissenschaften lebte und auf verschiedenen Wissensgebieten außerordentlich beschlagen war.

Man sollte einmal den Wortschatz eines arbeitenden Menschen, der bewußt in der Arbeiterbewegung steht und am modernen Bildungsweisen des Volkes teilnimmt, vergleichen mit dem Wortschatz eines Arbeitsmenschen von einst, und man würde über den Unterschied noch mehr staunen.

Ja, man braucht gar nicht einmal so weit in der Geschichte zurückzugehen. Es genügt, wenn man die Sprachkultur eines Arbeitsmenschen der Jahre 1850 bis 1860 mit der Sprachkultur eines Arbeitsmenschen von 1920 bis 1930 vergleicht, um zu dem Ergebnis eines ungeheuren kulturellen Aufstiegs zu gelangen.

Einer der bedeutendsten Sprachwissenschaftler, Professor Müller (Oxford), gibt in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ den Wortschatz eines englischen Landarbeiters um das Jahr 1860 mit 300 Wörtern an. Diese Angabe wurde von der Wissenschaft übernommen, und es gilt als feststehend, daß der Sprachschatz eines einfachen Menschen um das Jahr 1860 so unbedeutend war.

Welch ein Unterschied aber zwischen dieser Armut an Sprachgut vor 70 Jahren und diesem Reichtum der Sprache des arbeitenden Volkes jetzt! Wer kann heute noch mit 300 Wörtern fertig werden? Selbst der einfachste Mensch des Volkes hat heute im Zusammenleben einen größeren Wortreichtum nötig, und besonders der bewußt in der gewerkschaftlichen Bewegung stehende Mensch, der als solcher auch am Bildungsweisen seiner Zeit teilnimmt, unterscheidet sich in ganz auffällender Weise von jenen einfachen Menschen um 1860.

Diese 70 Jahre haben einen ungeheuren Bildungsaufstieg im

Volke gebracht. Es waren die Jahrzehnte der modernen Arbeiterbewegung. Die Jahrzehnte, in denen die schaffenden Menschen zur Erkenntnis ihres Wesens und zum Bewußtsein ihres Rechts erwachten. Es waren die Jahrzehnte des organisatorischen Zusammenchlusses, in denen die Sprache beim Werben, in den Versammlungen, auf den Tagungen wie in der Presse der Organisierten eine ungeheure Rolle zu spielen begann. Ja, durch ihr Blatt lernten viele überhaupt erst lesen, Lesen können praktisch zu nutzen. Lernten sie ihren Blick zu weiten und zugleich damit neues Sprachgut zu erwerben, ohne das diese weiter als bisher gesteckte Welt ja nicht zu begreifen und zu erfassen war.

So wie die Bewegung selber in die Breite und in die Tiefe wuchs, wie sie immer neue Aufgaben erkannte und immer mehr von der Bewegung für die Nöte des Tages zur Kulturbewegung wurde mit großem Ziel, so wuchsen mit der Bewegung auch die Menschen, die Glieder dieser Bewegung an Weiblick und Kulturgefühl. Vom ersten Ahnen eines sozialen Rechts wuchsen schaffende Menschen zu der Erkenntnis, Träger einer Weltstunde zu sein.

Ist es da anders möglich, als daß durch solche Kulturbewegung auch das Sprachgut wuchs? Daß die Sprache von der Verständigung für die einfachen Bedürfnisse eines primitiven Zusammenlebens zum Kulturgut wurde, das den schaffenden Menschen in allen Gebieten des geistigen Lebens wurzeln läßt?

So betrachtet, steht die gewerkschaftliche Bewegung in ihrer ungeheuren Kulturbedeutung da. Sie war es, die den Blick mit dem sozialen Recht zugleich zum Recht an geistigem Gut leitete. Die das volle Persönlichkeitsrecht des einzelnen weckte und das Recht des schaffenden Menschen zum Recht auf Welt geweitet hat.

Die Bildungsbewegung, wie die Gewerkschaften sie durch Ausbau der Presse und Ausbau der Arbeit in Vorträgen und Kursen leisteten, ist darum ein wesentliches Stück des gewerkschaftlichen Gedankens. Der Mensch soll das Leben von stolzer Warte schauen und durch umfassende Erkenntnis reifen zum Kämpfertum, das aus allem des Lebens die Kraft seines Rechts saugt.

Der Sprachschatz des modernen schaffenden Menschen wird darum, was nie in der Geschichte war, in einen ganz bestimmten kulturellen Erziehungsdienst gestellt. Die Wörter sind nichts ohne die Persönlichkeit, die die Wörter beherrscht. Das Wissen ist nichts, wenn es nicht umgeschmolzen wird zu innerlichen Energien.

Du sollst kämpfen und deine Kampfaufgabe in der ganzen kulturellen Größe ihres Zieles erleben! In der Solidarität und Kampfkraft, in der Opferfreude und im zähen Wollen eines großen Zieles zittert die Sprache der Jahrtausende hinauf zu neuen Höhen der Menschheit.

Dr. Gustav Hoffmann.

## Zur Schulung der Betriebsvertretungen

Daß bei der Eringung sozialer Rechte in den Betrieben die heute vorhandenen Betriebsvertretungen erfolgreich gearbeitet haben, wird zweifellos von allen Funktionären der freigewerkschaftlichen Arbeitnehmerbewegung unumstritten anerkannt. In der letzten Zeit häuften sich aber doch Klagen darüber, daß die im Betriebsrätegesetz vorgesehenen Möglichkeiten zur Wahrung der Rechte der Belegschaft nicht restlos ausgenützt werden und daß sich sehr oft Schäden bemerkbar machen, weil die Betriebsvertretungen in der Handhabung der Bestimmung des Betriebsrätegesetzes nicht genügend Erfahrung besitzen. Es mehren sich die Fälle, wo vor Arbeitsgerichten usw. festgestellt wird, daß infolge von Formfehlern Klagen sich nicht an die Arbeitsgerichte heranbringen lassen und daß auch die nicht den gesetzlichen Vorschriften entsprechende Durchführung der Betriebsrätewahlen Schäden einzelner Mitglieder der Belegschaft zur Folge hat. Wir möchten dabei nur einige Beispiele anführen:

In einem staatlichen Betriebe beleidigte ein Arbeiter einen Dorgesetzten schriftlich. Da dieser Arbeiter schon wiederholt Verweise von seiner Verwaltung bekommen hatte, glaubte der Betriebsrat dem Arbeitgeber den Ausdruck der Kündigung erlauben zu müssen. Er stimmte also der Kündigung vor Ausdruck derselben zu. Der Arbeiter erhob aber Einspruch gegen seine Kündigung. Eine ordnungsgemäße Betriebsratsitzung dazu wurde nicht einberufen und infolgedessen auch kein Beschluß darüber gefaßt. Der Betriebsratsvorsitzende hat nur auf den Einspruch hin mit dem Arbeitgeber verhandelt mit dem Ergebnis, daß der Arbeitgeber anbot, den Arbeiter wieder einzustellen, wenn er die

ausgesprochene Beleidigung zurücknehme. Der Arbeiter lehnte das ab, verklagte aber, nachdem er eine längere Zeit ungenützt verstreichen ließ, den Betriebsratsvorsitzenden auf Schadenersatz in Höhe von 1800 Mk. Arbeitsgericht wie auch Landesarbeitsgericht wiesen die Klage zurück mit der Begründung, „es müsse zugegeben werden, daß der Betriebsratsvorsitzende seine Pflicht nicht erfüllt habe, daß aber im übrigen bei Beurteilung der Differenz zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber angenommen werden müsse, daß weder der Betriebsrat noch der Arbeitgeber seine Meinung auf den Einspruch des Arbeiters hin geändert haben würde.“ Hier ist zum Ausdruck zu bringen, daß dem gekündigten Arbeiter auf keinen Fall der Weg zum Arbeitsgericht durch den Betriebsrat versperrt werden durfte. Der Arbeiter stand bereits im vorgeklärten Alter und es ist ohne weiteres anzunehmen, daß ihm das Arbeitsgericht zumindest zu einer Entschädigung verholten hätte.

In einem anderen Falle wurde gegen ein Mitglied der Betriebsratswahlkommission die Kündigung ausgesprochen. Darin lag zweifellos eine Behinderung beim Wahlerfahren und dagegen hätte auch rechtzeitig protestiert werden müssen. Das gekündigte Mitglied der Wahlkommission ging aber erst an das Arbeitsgericht, nachdem die Betriebsratswahl bereits durchgeführt und sowohl von der Belegschaft als auch vom Arbeitgeber anerkannt war. Infolgedessen wies das Arbeitsgericht die Klage insoweit zurück, als sie sich eben auf die Wahlbehinderung erstreckte und erkannte lediglich die vorliegende unbillige Härte an, indem es den Arbeitgeber zur Wiedereinstellung oder Zahlung einer Entschädigung

verurteilte. Das sind nur zwei Fälle, sie ließen sich aber beliebig vermehren.

Damit derartige Fälle für die Zukunft vermieden werden, erwächst auch der Organisation die Aufgabe, die Schulung der Betriebsräte zu überwachen. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hat erfreulicherweise dafür gesorgt, daß Mittel zur Errichtung von Betriebsräteschulen bereitgestellt werden. Für Sachsen kann z. B. gesagt werden, daß bis auf wenige Ausnahmen am Sitze aller unserer Ortsverwaltungen Betriebsräteschulen bestehen, und wo diese noch nicht vorhanden sind, ist die Errichtung solcher Schulen geplant. Es ist deshalb Aufgabe unserer Ortsverwaltungen, die Betriebsvertretungen zum Besuche dieser Schulen anzuhalten, und soweit den Betriebsvertretungen dabei persönliche Kosten entstehen, sie durch finanzielle Hilfe zu unterstützen. Dabei ist selbstverständlich auch die Beteiligung der weiblichen Betriebsratsmitglieder ins Auge zu fassen. In den Blättern der Volkshochschule Sachsen vom August 1930 wird beispielsweise hinsichtlich der weiblichen Teilnehmer an den Kursen der Volkshochschule zum Ausdruck gebracht:

„Wesentlich hierbei erscheint uns, daß nicht nur die Zahl der weiblichen Teilnehmer bis ein Zehntel der Gesamtzahl beträgt — wobei zu berücksichtigen ist, daß wegen der geringen Zahl der Meldungen fast alle weiblichen Bewerberinnen zugelassen wurden —, sondern daß hier auch die berufliche Zusammensetzung so ganz andersartig ist. In bezug auf die geistige Einstellung dieser Mädchen muß allerdings zugegeben werden, daß sie im allgemeinen ein bedeutend stärkeres Bildungsinteresse als die jungen Männer mitbringen.“

Neben der Forderung des Betriebsräteschulbesuches müssen sich die Ortsverwaltungen auch angelegen sein lassen, in Versammlungen usw. die elementarsten Dinge des Betriebsrätegesetzes und deren Handhabung zu erörtern. Es ist der Gewerkschaftsbewegung abträglich, wenn Betriebsräte ihre Aufgaben nicht erfüllen. Den Ortsverwaltungen erwächst die Pflicht, eng mit den Betriebsräten zusammenzuarbeiten, und in Fällen, wo naturgemäß der Betriebsrat aus seinen Amtspflichten heraus auch das Interesse des Betriebes mit in den Vordergrund zu stellen hat, muß von der Gewerkschaft das soziale Milieu des Betriebes in den Bereich der Erörterungen gezogen werden, wobei sich dann aus den beiderseitigen Auffassungen der Betriebsvertretung und der Organisation der bestmögliche Weg zur Erledigung irgendwelcher Angelegenheiten finden läßt. Weil nun feststeht, daß ganz besonders in solchen Betrieben, in denen die sozialen Rechte noch außerordentlich beschränkt sind, auch die geringste Freudigkeit zur Uebnahme eines Amtes als Betriebsvertretung zu verzeichnen ist, müssen sich die Funktionäre der Gewerkschaftsbewegung auch mehr als bisher bemühen, in solchen Betrieben die gesetzmäßigen Derretungen zu schaffen, denn wenn die rückständigsten Betriebe ohne Betriebsvertretungen sind, muß sich das naturgemäß zum Schaden für andere Betriebe und für die Gesamtbewegung überhaupt auswirken. Wird also in Zukunft von unserer Organisation, ganz besonders in den kleineren und mittleren Gemeinden, der Arbeit der Betriebsräte mehr Interesse entgegengebracht, dann wird sich das ohne weiteres zugunsten der Gewerkschaftsbewegung gegenseitig auswirken. A. Naumburger.

## Die Bedeutung des englischen Gewerkschaftskongresses

Vom englischen Volkscharakter wird behauptet, er liebe keine klaren Entscheidungen, weshalb er sehr zum Kompromiß neige. Während der Deutsche das „Ding an sich“ kennenlernen will, sucht der Engländer nach einem Ausweg, den er gewöhnlich im Kompromiß findet. Daneben hält der Engländer viel auf Tradition, kann sich vom Althergebrachten nur schwer trennen. Allgemein sind diese Eigenschaften gut, was sich besonders im öffentlichen Leben ausdrückt. Kein Volk hat den Sinn des „fair play“, den wahren Sportsinn, so entwickelt wie das englische. Die häßlichen Formen des politischen Kampfes, die in Deutschland beispielsweise so in Mode sind, sind in England gänzlich unbekannt, können gar nicht aufkommen.

Freilich hat das Festhalten am Althergebrachten auch seine Schattenseiten. Das bewies neuerlich der 62. englische Gewerkschaftskongress in Nottingham, der wie gewöhnlich in der ersten Woche des Septembers tagte. „Rationalisierung“! Wer kennt es nicht, das geheimnisvolle Wort, das sich schnell im allgemeinen Volksbrauch einnistete. „Rationalisierung!“ Das ist auch das Wort, oder besser die Idee, über die sich die Trade-Unions auf ihren Kongressen unterhalten. Wie in Deutschland ist man kein grundsätzlicher Gegner der Rationalisierung, nur über das „Wie“ will man ein gewichtiges Wort mitreden. Und das ist gut so. Und doch, von Rationalisierung der Gewerkschaftsmethoden und Einrichtungen keine Spur! Die englischen Gewerkschaftskongresse können auf eine fast 62jährige ruhmvolle Geschichte zurückblicken. Die Kongressmethoden sind in dieser langen Periode wenig oder gar nicht geändert worden. Bereits vor Jahrzehnten, als es in England noch keine selbständige politische Arbeiterbewegung gab, gab man dem Gewerkschaftskongress den ehrenvollen Namen „Parlament der Arbeit“. Trotz der Entstehung der Arbeiterpartei (1900), die in den dreißig Jahren ihres Bestehens so stark wurde, daß ihr aus eigener Macht die Regierung in die Hände fiel, behielt der Gewerkschaftskongress seinen ursprünglichen Namen.

Die Gestaltung der Tagesordnung des Kongresses ist schon aus dem Grunde eigenartig, weil der Generalrat der Gewerkschaften keinerlei Einfluß auf diese hat, was zweifellos ein Manko ist. Die Tagesordnung setzt sich aus den von den einzelnen Gewerkschaften eingesandten Entschlüssen zusammen, wodurch manchmal die Verhandlungen ein wirres Durcheinander zeitigen. Die meisten Entschlüsse sind „hardy annuals“, d. h. sie kehren jährlich wieder und enthalten zum Teil fromme Wünsche der einzelnen Gewerkschaften. Sie werden mit freundlichem Lächeln immer wieder angenommen, ohne daß sich um die Verwirklichung derselben jemand kümmert.

Zur Kategorie der frommen Wünsche gehört in den letzten Jahren das Verlangen nach mehr Trade-Unionismus und weniger „Trade-Unions“. So verlangen die Bergarbeiter vom Generalrat der Gewerkschaften, er solle eine Einheitsorganisation im Bergbau erzwingen. Das ist bei dem englischen Organisationsdurcheinander und dem eingefleischten Kasten- und Zunftgeist leichter gesagt als durchgeführt. Ist doch selbst die große Bergarbeiterföderation ein recht loses Gebilde mit etwa 50 oder mehr unabhängigen Organisationen. Diejenigen haben also nicht unrecht, die den Vertretern der Föderation entgegenhalten: „Bevor ihr im Ernst von uns verlangt, wir sollen euch zu einer Einheitsorganisation im Bergbau verhelfen, zeigt erst einmal euren eigenen Willen und macht aus eurer losen Föderation einen straffen Zentralverband.“ Wie schon in den vergangenen Jahren erlitten auch die Bergarbeiter diesmal Schiffbruch. Selbst die Hilfe von Tom Richards, des neuen Präsidenten der Bergarbeiterföderation nutzte nichts. Er betonte unter anderem: „Keine Organisation hat Untertagarbeiter als Mitglieder und nur 5 Proz. die Uebertag arbeiten, für diese gibt es fünf verschiedene Organisationen.“ Ernest Bevin vom Verkehrsbund versprach den Bergarbeitern, sie zur Verwirklichung ihrer Wünsche unterstützen zu wollen. Mit 1 946 000 Stimmen wurde der Antrag dem Generalrat überwiesen zur Ausarbeitung eines gangbaren Planes.

Damit war die Sache aber nicht erledigt, da auch der Verband der Bekleidungsarbeiter sich zu beklagen hatte. In der von diesem Verbands vorgeschlagenen Entschlüsselung heißt es u. a.:

„In Anbetracht der Tatsache, daß das Kapital sich immer mehr zusammenschließt in Konzerne, Truste und Kartelle, sollte der Kongress es sich zur Aufgabe machen, dahin zu wirken, für jede Industrie nur eine Organisation zu schaffen, um auch auf diesem Gebiete im Einklang mit der Entwicklung zu sein.“

J. T. Severn von der Gewerkschaft der Spitzenmacher (Sitz Nottingham) wies darauf hin, in seiner Industrie seien etwa 12 000 Arbeiter beschäftigt. Zur Zusammenfassung dieser Zahl bestehen aber 17 Verbände. Eine dieser Organisationen hat 5 Mitglieder, eine andere 40, wieder eine andere 80. Die Entschlüsselung wurde per Akklamation angenommen.

Von den Gastdelegierten, die dem Kongress die Grüße überbrachten, errang sich Albert Thomas vom Internationalen Arbeitsamt in Genf große Beliebtheit. Albert Thomas sprach seine Freude darüber aus, daß durch das Versprechen der Arbeiterregierung, in der nächsten Parlamentssession einen Entwurf zur Ratifizierung des Washingtoner Abkommens einzubringen, die Bewegung für den internationalen Achtstundentag neuerlich in Fluß gekommen sei. Seit

der Vertreter der Arbeiterregierung im letzten Jahre in Genf das Versprechen abgab, das Abkommen zu legalisieren, sei ein Freudenstrahl durch die europäische Arbeiterschaft gegangen, der auch vom I. A. geteilt wurde. „In den letzten zehn Jahren habe es gar viele Enttäuschungen auf diesem Gebiete gegeben, jetzt aber bestehe die Hoffnung, daß das in 1919 gesteckte Ziel endlich erreicht werde. Heute propagandiert man bereits für die 40-Stunden-Woche, eine Forderung, die ich nicht verurteilen will. Aber selbst wenn es den britischen Arbeitern gelingen sollte, einen Arbeitstag zu erzwingen, der geringer als acht Stunden ist, wäre es möglich, die Errungenschaft zu halten, wenn in anderen Ländern mehr als acht Stunden gearbeitet wird? Zur Verhinderung von Rückschlägen, ferner aber zur Erhaltung einer gewissen Stabilität der britischen Industrie bitte ich euch, dafür zu sorgen, daß zunächst der Achtstundentag in allen Ländern durchgeführt wird.“ Die Ausführungen des Redners wurden mit Ruhe entgegengenommen.

Reden der Gastdelegierten haben — auch wenn sie, wie in diesem Falle, den Kongreß bewegende Probleme behandeln — keinen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen. Das bewies die Debatte über die 44-Stunden-Woche, die am Tage nachher zur Debatte stand. Die Entschließung zu diesem Punkt geht von der Rationalisierung aus, die immer mehr Arbeiter überflüssig macht. Lohnverkürzungen dürfen durch die verkürzte Arbeitszeit nicht eintreten. Der Generalrat wird aufgefordert, schnellstens eine 44-Stunden-Woche-Kampagne einzuleiten. Von der Regierung wird verlangt, dem Parlament eine Gesetzesvorlage im Sinne der Entschließung vorzulegen. Die Entschließung wurde angenommen.

Unter den vielen anderen angenommenen Entschließungen verdient vor allem diejenige hervorgehoben zu werden, die eine Aenderung des Gesetzes über die Alterspension verlangt, und zwar soll anstatt wie bisher diese nicht vom 70. Lebensjahre in Kraft treten, sondern bereits mit dem 60. Lebensjahre. Mit Rücksicht auf die finanzielle Notlage, die auch in England als Folge der recht traurigen Wirtschaftslage besteht, hatte Bevin im Namen seiner Organisation die Pension beim Eintritt des 65. Jahres verlangt, mußte sich aber darüber belehren lassen, daß die Altersgrenze auf Grund eines in 1924 eingefügten Artikels in die Geschäftsordnung des Kongresses „geschäftsordnungswidrig“ sei. So wurde der Antrag angenommen, der die Alterspension vom 60. Jahre an verlangt. Schätzungsweise würden durch Annahme eines solchen Gesetzes 678 000 Arbeiter über 60 Jahre aus dem Produktionsprozeß gezogen, den jüngeren Arbeitskräften Platz machend und so den Arbeitsmarkt entlastend. Zweifellos ein Radikalmittel zur Eindämmung der vorherrschenden Arbeitslosigkeit. Glaubte doch das Parlamentsmitglied Bromley, Generalsekretär der Lokomotivführer, prophezeien zu dürfen, im Februar werde sich das Heer der Erwerbslosen eher an der Grenze von vier Millionen befinden, anstatt von zwei Millionen, wie das jetzt der Fall ist.

Von den vielen angenommenen Entschließungen war noch diejenige von Bedeutung, die eine radikale Reform des gesamten Krankenkassenwesens verlangt. Daß das gesamte Krankenhauswesen privater Wohltätigkeit untersteht, ist ein schlimmer Zustand. Es fehlt an gut ausgerüsteten Kliniken. Das ganze Aerztewesen liegt im argen.

Bedeutungsvoll war auch die Debatte über die Forderung staatlicher Familienzulagen, und zwar 5,— Mk. pro Woche für das erste Kind im schulpflichtigen Alter und 3,— Mk. für jedes weitere Kind. Schätzungsweise würde die Verwirklichung des Planes den Staatshaushalt pro Jahr mit 335 Millionen Pfd. Strl. (7000 Millionen Mark) belasten. Als das Problem erstmalig in 1926 auftauchte, entschieden sich die Zentralvorstände der Arbeiterpartei und des Generalrats für Einsetzung eines gemischten Ausschusses, bestehend aus Vertretern beider Körperschaften. So entstand schließlich ein Mehrheits- und ein Minderheitsbericht. Letzterer verlangt eine großzügige Erweiterung des sozialen Versicherungswesens. Nach einer Debatte, die fast den ganzen Tag in Anspruch nahm, erklärte sich der Kongreß mit 2 154 000 gegen 1 347 000 Stimmen mit der Haltung des Generalrats einverstanden.

Außerordentlich interessant ist es zu bemerken, wie die Führer der Verbände der „Ungelernten“ sich zu geistigen

„Gladiatoren“ des Kongresses aufschwangen. Die Eröffnungsrede des Kongreßpräsidenten, Kollegen Beard vom Verkehrsband, löste Aufsehen und Bewunderung aus weit über die Mauern des Kongresses hinaus. Ernest Bevin vom Verkehrsband ist geborener Organisator. Er ist das eigentlich treibende Rad im Generalrat der Gewerkschaften, ein Mann der Praxis. Vielleicht ist er ein bißchen einseitig, da er theoretisch nicht genug vorgedrungen ist. Es gibt aber keinen treueren Verfechter der Gewerkschaftsidee. Zu nennen wäre noch Kollege Duker vom Verband der Fabrik- und Gemeindearbeiter, der ebenfalls zu den geistigen Kapazitäten des Kongresses gehört.

B. Weingartz.

## Unsere Jugend

### Zum Reichswerbetag für Jugendherbergen

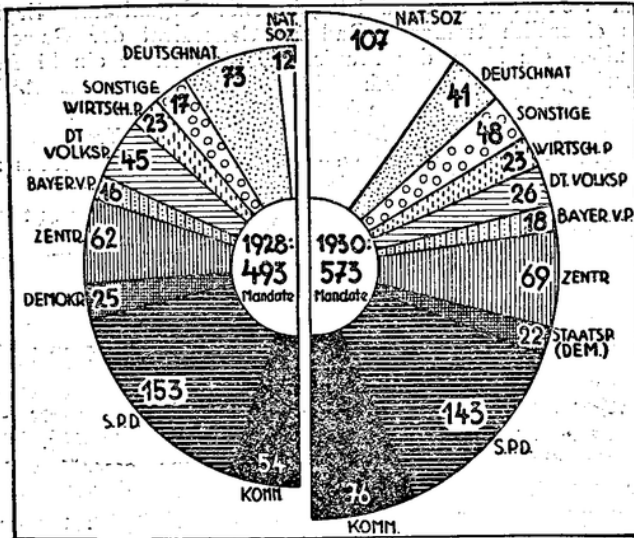
Zur gewerkschaftlichen Jugendarbeit gehörte schon immer in erster Linie das Bestreben, die junge Kollegenschaft vor den schädlichen Auswirkungen des Berufslebens zu schützen. Die grundlegende Aenderung des Lehrlingswesens gegenüber der Praxis verfloßener Jahrzehnte ist das erfreuliche Teilergebnis eines langen, mühsamen Kampfes der Gewerkschaften um eine menschenwürdige Existenz des einzelnen Arbeiters. Der Lehrling, der jugendliche Arbeiter von heute, ist nicht mehr das schutz- und rechtlose Ausbeutungsobjekt des Unternehmers, das er in früheren Jahrzehnten war. Durch das Arbeitsrecht, das dank des verstärkten Einfluß der Gewerkschaften im republikanischen Deutschland geschaffen wurde, nimmt er im heutigen Wirtschaftsleben eine wesentlich andere Stellung ein. Urlaub und Freizeit waren in der vergangenen Epoche mehr noch dem jugendlichen als dem erwachsenen Arbeiter unbekannte Begriffe.

Das übersteigerte Arbeitstempo und die intensive Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft als Folgen der fortschreitenden Rationalisierung und der Entwicklung der Technik erheischen gebieterisch ein starkes Gegengewicht. Erholung! Mehr Freude! Besonders der junge Mensch, den das Berufsleben härter ansaßt, braucht einen kräftigenden Ausgleich, der ihn befähigt, im Lebenskampfe standzuhalten. So ist es erklärlich, daß die Aufgabe der gewerkschaftlichen Jugendgruppen nicht nur darin besteht, theoretisches Wissen zu vermitteln. Nicht weniger wichtig ist es, die jungen Kollegen in Frohsinn und Geselligkeit zu unserem Gemeinschaftsgedanken zu erziehen, ihnen durch frohes Spiel die Möglichkeit zur Entspannung zu geben. Ganz besonders wird in unseren Reihen der Wandersport gepflegt. Es ist in diesem Zusammenhang nicht nötig, auf den unvergleichlichen Wert des Wanderns hinzuweisen. Kein Sonntag vergeht, an dem nicht das Jungvolk mit seinem Wimpel das Häusermeer der Großstadt verläßt, um in der freien Natur Erholung und Erkenntnis zu suchen. Schon am Sonnabend nachmittag sieht man auf den Bahnhöfen Scharen junger Menschen in zweckmäßiger Kleidung, die sich zur „Fahrt“ treffen. Nicht erst, seitdem der Begriff „Weekend“ aus Amerika importiert worden ist — nein, solange es freie Sonnabendnachmittage gibt, solange kennen unsere Jugendgruppen auch schon das Wochenende. Höhepunkt des Erlebnisses und Inbegriff freudiger Entspannung ist aber die „große Fahrt“, zu der die Urlaubstage benützt werden. Quer durch das Gebirge, von einem Ort zum andern — so vergißt man des Alltags Sorgen und kräftigt sich für den harten Kampf mit dem Alltag.

Erst die Schaffung eines weitverzweigten und ziemlich engen Netzes von Jugendherbergen hat die Wanderbewegung zu der heutigen Blüte gebracht. Es ist natürlich nicht so ganz nebensächlich, wo man auf einer mehrtägigen Wanderfahrt abends das müde Haupt hinbettet. Die werktätige Jugend ist zwar nicht anspruchsvoll, aber es ist doch immerhin ein Unterschied, ob man in einer Scheune oder in der Jugendherberge übernachtet. Schließlich sind Jugendherbergen nicht nur „wohlfeile“ Uebernachtungsstätten, sondern auch Wanderziele, weil sie meistens in landwirtschaftlich reizvollen Gegenden liegen. Wenn der Reichsverband für deutsche Jugendherbergen am 21. September zum erstenmal seit dem Bestehen des Jugendherbergwerkes einen Reichswerbetag veranstaltet, dann wird es gerade die wanderfrohe Arbeiterjugend sein, die diese Propagandaarbeit tatkräftig unterstützt. Sie wird die Schaffung neuer Jugendherbergen — das Hauptziel des Werbetages — am freudigsten begrüßen. Karl Kunkel.

**Politische und wirtschaftliche Wochenschau**

Die Stärke der Parteien im alten und neuen Reichstag



Stimmen und Mandate

In der Reichstagswahl am 14. September können unsere Kollegen Oswald Schumann, Ferdinand Bender und Anton Heißner als sicher gewählt betrachtet werden.

Das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung Brüning ist bis jetzt völlig wirkungslos geblieben. Die Zahl der Arbeitslosen ist im August um 108 000 auf 2 873 600 am 31. August gestiegen.

In Polen hat eine Verfolgung der führenden sozialdemokratischen Parlamentarier eingesetzt. Die sozialistische Arbeiterinternationale hat einen Aufruf erlassen, der sich gegen den faschistischen Kurs in Polen wendet.

**RUNDSCHAU**

Gewerbehygienischer Vortragskursus in Breslau. Im Anschluß an ihre diesjährige Hauptversammlung veranstaltet die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene in der Zeit vom 25. bis 27. September in Breslau einen allgemeinen gewerbehygienischen Vortragskursus. Das Programm des Kursus sieht Referate über Arbeit und Gesundheit, der Arbeiterschutz im Betriebe unter besonderer Berücksichtigung der neuzeitlichen Wege zur Unfallverhütung, elektrische Unfälle und ihre Verhütung, Arbeiterschutz und Rationalisierung, praktische Gesichtspunkte bei der Durchführung der Verordnung vom 11. Februar 1929 betreffend Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufskrankheiten, gewerbliche Vergiftungen, gewerbliche Staubschädigungen, technische Maßnahmen zur Staubbekämpfung; außerdem sind Besichtigungen gewerblicher Betriebe vorgesehen. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene, Frankfurt a. M., Platz der Republik 49.

Wahlbetrachtung eines Unberufenen. In der „M. a. M.“ schreibt Dr. Froesch: „Ich bin kein Berufspolitiker, beileibe nicht. Ich treibe Politik nur in sehr beschränktem Maße, aber ich erleide sie in vollem Umfange — genau wie du, lieber Leser. Und darum verjuche ich ab und zu, mir einen Vers darauf zu machen. Angesichts dieser Wahl wird ein Klagegedicht Jeremia daraus. Ich

kann nichts dafür. Also losgeschossen! Staatsvolk oder Interessenhäufen...? Momentan sieht's in Deutschland nach keinem von beiden aus, sondern schon mehr nach einem Tollhaus. Millionen geben ihren Zettel ab für Parteien, die Demokratie und Parlamentarismus, offiziell für die Schande der Zeit erklären; sie betätigen sich als freie Staatsbürger, um so schnell und so gründlich wie möglich der Rechte des freien Staatsbürgers beraubt zu werden! Frauen stimmen für Parteien, die ihnen, so lange sie an der Macht waren, das Wahlrecht verweigerten und es ihnen auch wieder nehmen würden, wenn sie unbestritten ans Ruder kämen. Arbeiter lassen sich einfangen von Parteien, die von der Großindustrie ausgehalten und großgepöppelt werden, um die Arbeiter vollends an die Wand zu quetschen. Juden, auf der ängstlichen Suche nach Parteien, aus denen ihnen kein antisemitisches Rücklein entgegenschlägt, stimmen und kandidieren sogar fürs Zentrum, dem höher als alle anderen Belange die der allein-seligmachenden Kirche stehen. Keiner der Wähler hat auch nur die geringste Ahnung davon, mit welcher anderen sich die von ihm gewählte Partei demnächst vorübergehend oder dauernd verheiraten wird, ob die Nazis mit der Volkspartei oder den Kommunisten, ob das Zentrum mit dem Bürgerblock oder den Sozis. Es kann geschehen, daß unversehens zwei Parteien friedlich in das gleiche Bett zu liegen kommen, die sich eben noch gegenseitig gefüllte Nachttöpfe über den Kopf stülpten. Weiß der Himmel: man muß von den Vorzügen einer freien demokratischen Verfassung weiblich überzeugt sein, um trotz allem nicht an ihnen irre zu werden. Was geschehen konnte, um sie zu diskreditieren, das ist geschehen, es bleibt wirklich nichts mehr zu tun übrig. Nun braucht die Schuld daran freilich nicht an der Verfassung zu liegen, es kann ebenso gut sein, daß die Menschen von ihr nicht den richtigen Gebrauch zu machen wissen. Aber wenn sie das durchaus nicht können oder wollen: ja, ist dann der praktische Effekt nicht genau der gleiche? Diktatur so oder so, mag man sie nun als ein Ideal ansehen oder als eine Zuchtrute, als einen Endzustand oder als vorübergehende Maßnahme. Ein tolles Resultat fürwahr, wenn man bedenkt, daß wir 1918 so etwas wie eine Revolution gehabt haben.

Niedrige Löhne verteuern die Waren. Die deutschen Unternehmer kündigen in letzter Zeit ganz systematisch die Lohn- und Gehaltstarife in allen größeren Berufsgruppen. Was sie wollen, geben sie deutlich zu verstehen: den Abbau der Löhne und Gehälter. Als Begründung führen sie an, daß Deutschland bei dem jetzigen Lohnniveau auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig sei. Widerständig eine solche Theorie, denn nicht von der Lohnhöhe hängt die Konkurrenzfähigkeit ab. Lohnabbau führt zum Massenelend, verhindert den kulturellen Fortschritt. Der amerikanische Automobilkönig Henry Ford denkt auch nur an seinen persönlichen Profit, aber seine Methode, Geld zu verdienen, unterscheidet sich doch erheblich von der der deutschen Unternehmer. In einer neuen Abhandlung „Meine Lohnpolitik“ legt Ford die Gründe dar, die ihn veranlassen, die Löhne nach Möglichkeit zu erhöhen. Er sagt dabei auch etwas über die Wirkung niedriger Löhne, was alle deutschen Unternehmer sich merken sollten, weil es richtig ist:

„Die Armut kann man nicht beseitigen, wenn man allgemein die Politik der niedrigen Löhne verfolgt und die Armut durch öffentliche Unterstützung aus dem Steuereinkommen bekämpft. Ein derartiges Programm vermindert die Armut in Wirklichkeit nie. Es akzeptiert Armut als natürlichen Zustand und sucht dann die Not zu lindern. Aber auf die Dauer wird dieser Plan in einem Industriestaat nicht einmal für die dringendste Not sorgen können. Die niedrigen Löhne werden jede Ausbreitung des heimatischen Marktes verhindern, denn der Lebensstandard wird gerade auf dem Existenzminimum liegen. Die niedrigen Löhne werden noch mehr Unheil anrichten, denn sie werden die Waren verteuern. Wenn ein Unternehmer für niedrige Löhne soviel Leute haben kann, wie er nur will, wird er dazu neigen, seine Ausgaben für Maschinen und Verbesserungen niedrig zu halten, denn bei einem niedrigen Lohnsatz werden sie sich anscheinend nicht bezahlt machen. Und so wird er unmoderne Waren zu hohen Preisen produzieren.“

Dagegen denken die deutschen Unternehmer ganz anders. Sie kennen keine andere Möglichkeit, als durch Lohnabbau eine Wirtschaftskrise zu überwinden. Daß man damit immer noch tiefer ins Elend hineinkommt, vermögen sie nicht einzusehen. II.

Ueber zehn Milliarden Spareinlagen. Der Einlagebestand bei den deutschen Sparkassen betrug im Monat Juli 10 008 Millionen Mark. Seit Ende Dezember 1929 ist eine Steigerung um rund 1 Milliarde festzustellen. Die Einzahlungen zeigen nach einem beträchtlichen Rückgang wieder Neigung zum Steigen. 1914 besaß Deutschland ein angesammeltes Sparkapital in Höhe von 19,3 Milliarden. Die Hälfte des Vorkriegsbestandes ist mithin wieder erreicht.